

# Berlin-Romane zur Wende

Magisterarbeit im Fach Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

Thema gestellt von: Professor Dr. Gerhard Sauder  
Neuere Deutsche Philologie und Literaturwissenschaft  
Fachbereich 4.1. - Germanistik  
Universität des Saarlandes

Thema gestellt am: 9. September 2001

bearbeitet von: Gisela Kreißig  
Rotenbühlerweg 51  
66123 Saarbrücken

eingereicht am: 18. Februar 2002

*in memoriam*

*Gabriele Sokoll*

## Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere , daß ich die Arbeit selbständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle wörtlichen und sinngemäßen Entlehnungen als solche gekennzeichnet habe.

Saarbrücken, im Februar 2002

.....

(Gisela Kreißig)

## Inhaltsverzeichnis

1. Gegenstand und Aufbau der Arbeit .....	1
2. Definitionsversuche zum Wenderoman .....	6
2.1. Eine Bestandsaufnahme .....	6
2.2. Ein besonderes Merkmal: Ostalgie .....	7
2.3. Zeitliche und thematische Einordnung .....	8
3. Exkurs zur Geschichte des Stadtrromans .....	11
4. Die ausgewählten Wenderomane .....	15
4.1. Monika Maron: Stille Zeile Sechs .....	15
4.1.1. Das Verhältnis der Gründerväter zur nachfolgenden Generation .....	15
4.1.2. Das Verhältnis Staat / Individuum .....	18
4.1.3. Der innere Konflikt der Protagonistin .....	19
4.1.4. Schlußbemerkung .....	22
4.2. Helga Königsdorf: Im Schatten des Regenbogens .....	22
4.2.1. Figurenportraits .....	22
4.2.2. Innere und äußere Befindlichkeiten .....	26
4.2.3. Der Verlust der sozialen Utopie .....	27
4.2.4. Ost-West-Konstellationen .....	28
4.2.5. Heimat und Identität .....	30
4.2.6. Schlußbemerkung .....	32
4.3. Brigitte Burmeister: Unter dem Namen Norma .....	33
4.3.1. Utopie und Wirklichkeit .....	33
4.3.2. Der 17. Juni und der 14. Juli .....	33
4.3.3. Wahrheit und Lüge .....	35
4.3.4. Identität und Standortsuche .....	37
4.3.5. Schlußbemerkung .....	40
4.4. Jens Sparschuh: Der Zimmerspringbrunnen. Ein Heimatroman .....	40
4.4.1. ‚Ossis‘ und ‚Wessis‘ .....	44
4.4.2. Der Zimmerspringbrunnen: Poesie und Metaphorik .....	44
4.4.3. panta rhei .....	45
4.4.4. Der Heimatbegriff .....	47
4.4.5. Schlußbemerkung .....	49

4.5. Uwe Timm: Johannisnacht .....	50
4.5.1. Abwicklungen .....	50
4.5.2. Verwicklungen .....	53
4.5.3. Umwicklungen .....	54
4.5.4. Schlußbemerkung .....	56
5. Erzählstrukturen .....	58
6. Berlin: Die literarische Wahrnehmung der Stadt .....	72
7. Schluß .....	82
8. Literaturverzeichnis .....	86
8.1. Behandelte Wenderomane .....	86
8.2. Weitere Quellen .....	86
8.3. Kritische Literatur .....	87
8.4. Nachschlagewerke, Lexika und Dokumentationen .....	88

## 1. Gegenstand und Aufbau der Arbeit

Auf der 9. Tagung des Zentralkomitees der SED, am 19.10.1989, hält der Generalsekretär Egon Krenz eine Ansprache, die sich an die Mitglieder, aber auch an die gesamte Bevölkerung der DDR richtete.

In der Rede formulierte Krenz vage Richtlinien, keine konkreten Angaben. Viel gemeinsame Arbeit sei notwendig, aber es gebe Grund zum ‚Optimismus‘ der ‚resultiert aus dem Wissen von der Unabwendbarkeit des Sieges des Sozialismus‘, wobei ihn die 2,3 Millionen SED-Mitglieder bestärkten. Die Parteiführung habe ‚in den vergangenen Monaten die gesellschaftliche Entwicklung in unserem Lande in ihrem Wesen nicht real genug eingeschätzt‘. Aber die Tagung wird ‚eine Wende einleiten‘.<sup>1</sup>

Am 26.10.89 sagt Krenz in einem ‚Telefonat‘ mit dem damaligen Bundeskanzler Kohl, ‚die DDR habe zwar eine Wende vollzogen, aber sie bleibe sozialistisch‘.<sup>2</sup> Auch in der DDR-Presse, im besonderen im *Neuen Deutschland* versucht man, ‚eine späte geistig-ideologische Wende zu vollziehen‘<sup>3</sup>, die z.B. daran sichtbar wird, daß der ehemalige Cheflektor des Aufbau-Verlages Walter Janka eine Lesung halten darf, nachdem er in den fünfziger Jahren in einem Schauprozeß in Ostberlin zu jahrelanger Kerkerhaft verurteilt worden war. Bereits am 1. November 1989 gehört der Terminus ‚Wende‘ zum offiziellen DDR-Wortschatz. Bei einem Treffen zwischen Krenz und Gorbatschow betont Krenz: ‚Die Wende wird dazu beitragen, den Sozialismus auf deutschem Boden noch stärker zu machen.‘<sup>4</sup>

Die Bezeichnung Wendeliteratur - seit einiger Zeit wird auch der Ausdruck Nachwendeliteratur benutzt - leitet sich also von einem Terminus ab, der zeitlich und inhaltlich im parteipolitischen und später gesellschaftspolitischen Kontext ausschließlich innerhalb der DDR entstand. Die nicht sonderlich taugliche Verbindung von ‚Wende‘ und ‚Literatur‘ zu Wendeliteratur wird verwendet, um den Zeitraum und die Thematik einzugrenzen.<sup>5</sup> Der Beginn der Wendeliteratur kann jedoch nicht mit dem historischen Datum der Wende, der Öffnung der Mauer durch die DDR-Behörden am 9. November 1989, verknüpft werden. Bei einem solchen chronologischen Vorgehen könnte eine Reihe von Texten überhaupt nicht zugeordnet werden. Dazu gehört die sogenannte Schubladenliteratur, Manuskripte also, die in den Jahren vor der Wende verfaßt, jedoch in der DDR nicht publiziert wurden. Auch die Werke der vor längerer Zeit in den Westen übersiedelten ostdeutschen Autoren gehören thema-

---

<sup>1</sup> Neues Forum Leipzig: *Jetzt oder nie - Demokratie*, S. 323

<sup>2</sup> Ebd., S. 325

<sup>3</sup> Ebd., S. 326

<sup>4</sup> Ebd., S. 328

<sup>5</sup> Vgl. G. Sauder: Erzählte ‚Wende‘: Formen und Tendenzen der ‚Wendeliteratur‘. In: *Studia Niemcoznawcze*, Warszawa 2000, tom XIX, S. 291

tisch häufig zur Wendeliteratur, werden indes in dieser Arbeit aus Gründen des Umfangs und der gewählten Fragestellungen nicht behandelt.

Literarhistorisch handelt es sich also bei dem Begriff der Wendeliteratur um die Literatur einer Zeit, deren Beginn mehrere Jahre vor 1989 angesetzt werden muß und deren Ende offen ist. Da es noch keine verbindliche Definition für die Literatur gibt, die sich inhaltlich im engeren oder weiteren Sinn mit der Vereinigung der beiden deutschen Republiken befaßt, werden außerdem viele Texte als Wendeliteratur bezeichnet, bei denen in Zweifel gezogen werden darf, ob die Kategorisierung zutreffend ist. Auch sie finden hier keine Berücksichtigung.

Für die Darstellung des politischen Prozesses der Wende bieten sich mehrere literarische Gattungen an; am häufigsten ist bisher Erzählprosa, aber oft auch Gebrauchsliteratur entstanden. Eine fast unübersehbare Fülle von Protokollen, Aufrufen, Pamphleten, Berichten, Essays und Zeitungsartikeln unterschiedlicher Qualität ist inzwischen erschienen. Inwieweit diese für kommende Generationen aussagekräftig sind und vom Niveau her akzeptiert oder aber anders als heute bewertet werden, läßt sich noch nicht abschätzen. Herausragende lyrische und dramatische Werke zum Thema der Wende, wie sie u.a. von Volker Braun und Heiner Müller geschaffen wurden, sind bisher die Ausnahme geblieben. Da Gedichte oft konträr und vieldeutig interpretierbar sind, erscheinen sie als Untersuchungsgegenstand zur Wende im Rahmen dieser Arbeit eher problematisch. Das Verständnis der Theaterstücke, die Heiner Müller nach der Wende geschrieben hat, setzen meiner Ansicht nach eine sehr genaue Kenntnis der Verhältnisse in der DDR und auch seines persönlichen Lebensweges und künstlerischen Werdegangs voraus. Diese Werke bedürfen einer eigens auf Müller gerichteten Analyse, die hier nicht vorgenommen wird. In meiner Arbeit habe ich mich auf Romane beschränkt, die von der Form her den Zugang erleichtern und geeignet erscheinen, die Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit in der DDR und dem Alltag in der Nachwendezeit dem Leser deutlich zu machen. Die ersten vier Werke sind von ostdeutschen Schriftsteller(inne)n, das fünfte ist von einem westdeutschen Autor verfaßt worden:

1. Monika Maron: *Stille Zeile Sechs* (1991)
2. Helga Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens* (1993)
3. Brigitte Burmeister: *Unter dem Namen Norma* (1994)
4. Jens Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen* (1995)
5. Uwe Timm: *Johannisnacht* (1996)

Es soll der Frage nachgegangen werden, auf welche Weise in den ausgewählten Romanen die oft zwiespältigen Reaktionen und Emotionen der Bevölkerung in der ehemaligen DDR dargestellt worden sind. Die anfängliche Begeisterung nach der Vereinigung war schnell der Ernüchterung gewichen. Günter de Bruyn deutet es so:

Das erstaunliche Phänomen, daß bei vielen DDR-Schriftstellern die Jubelschreie über das Ende der Unfreiheit schnell abgelöst wurden von Trauergesängen, mußte im Westen den Eindruck erwecken, daß hier Privilegien betrauert wurden und die Befreiung von der Zensur wenig galt. Für manche von ihnen mag das stimmen, für andere fließen viele Beweggründe in dieser Trauer zusammen, Existenzsorgen und Angst vor dem Ungewohnten ganz obenan. Beschämung über intellektuelles Versagen, das man nicht eingestehen mag, spielt eine Rolle;[...].<sup>6</sup>

Ein zusätzliches Kriterium bei meiner Auswahl der Wende-Texte ist der Handlungsort Berlin. Als preußischer Regierungssitz gewann die Stadt an Bedeutung, hatte Schlösser und andere feudale Architektur vorzuweisen, bot dem aufstrebenden Bürgertum in den Gründerjahren und während der Weimarer Republik großzügige Wohn- und Entfaltungsmöglichkeiten und versuchte, den Rang anderer europäischer Hauptstädte zu erreichen. Die Stadt entwickelte sich zur industriellen Metropole und übte als geistiges und kulturelles Zentrum bis in die Zeit des Nationalsozialismus eine große Faszination aus. Nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte sich Berlin während der vierzigjährigen Teilung zu zwei eigenständigen Städten, der Ostteil mit Hauptstadtfunction, der Westteil als Enklave. Berlin wurde in dieser Konstellation zum einmaligen Zeitzeugnis der unterschiedlichen politischen Systeme und den sich darin entfaltenden konträren sozialgeschichtlichen Entwicklungen und den psychischen Veränderungen seiner Einwohner. Konkreter Ausdruck dieser Situation ist die Mauer, die 1961 errichtet wurde. Nach dem Mauerfall 1989 veränderte sich die Stadt drastisch. Bei dem Aufeinandertreffen von Ost und West kam es hier schneller als in Leipzig oder Altenburg zu Konfrontationen und Problemen, die das Ausmaß der entstandenen Fremdheit deutlich zeigten.

Die Romaninhalte sind wesentlich durch den Standort Berlin geprägt und spiegeln Facetten des Umgangs miteinander. Ein Aspekt der hier vorgelegten Analyse ist daher die Frage, wie der Stoff ‚Wende‘ mit dem literarischen Topos ‚Großstadt Berlin‘ verknüpft ist. Häufig stößt man in diesem Zusammenhang auf Motive und Themen, die konstitutiv für die Romane sind, z.B. kollektives Erinnern an das Leben in der DDR, Trauer über Verlust der sozialistischen Utopie, die Schuldfrage, das Verhältnis von Opfern und Tätern, die Suche nach Identität, Zukunftsangst und -hoffnung, versuchte Neuanfänge. Thematisch sind die Texte dem Großstadtroman zuzurechnen, wobei in der Fachliteratur der Begriff ‚Stadtroman‘ e-

---

<sup>6</sup> G. de Bruyn : *Jubelschreie, Trauergesänge*, S. 52

benfalls benutzt wird. Die Bezeichnungen ‚Stadt‘, ‚Großstadt‘ und ‚Metropole‘ werden des öfteren synonym verwendet, ohne daß ein sachlicher Unterschied in den literarischen Texten festzustellen ist.

Es soll gezeigt werden, ob die literaturgeschichtliche Tradition dieser Gattung, die in Deutschland mit Theodor Fontanes Berlin-Romanen einsetzt und mit dem kürzlich wiederentdeckten und neu aufgelegten Roman Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko* (Erstausgabe 1932) und Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* einen Höhepunkt erreichte, in der Gegenwart noch weitergeführt und wie Berlin nach dem Mauerfall wahrgenommen wird. Da die durch die Wende entstehenden Veränderungen viel häufiger in den unmittelbaren Erfahrungsbereich von Ost- als von Westberlinern gehören, erfolgen die Schilderungen und Reflexionen hauptsächlich aus ‚östlichen‘ Perspektiven. Aus der Außenperspektive, also mit dem fremden Blick, wird Berlin von Westdeutschen und auch Ausländern wahrgenommen, die sich aus beruflichen oder privaten Gründen zeitweise in Berlin aufhalten, oder auch von Deutschen, die seit vielen Jahren in anderen Ländern leben und im Zuge der Rückerstattung von Eigentum nach Berlin kommen.<sup>7</sup> Des weiteren soll hier den Fragen nachgegangen werden, ob sich in der Wendeliteratur das Erzählen verändert hat, welche intertextuellen Bezüge und poetologischen Konzepte vorhanden sind und ob die Wende über die politischen und sozialgeschichtlichen Aspekte hinaus zu neuen Schreibweisen geführt hat.

Bei Marons *Stille Zeile Sechs* geht es vorrangig um die Auseinandersetzung mit den kommunistischen, antifaschistischen Gründervätern der DDR, die der nachfolgenden Generation ihre sozialistische Ideologie aufzwingen wollen, sowie um die Rolle von Opfern, die als Handelnde zu Tätern werden, und nicht zuletzt um Möglichkeiten des Individuums, sich durch den Rückzug ins Private staatlichen Zwängen zu entziehen. Königsdorf läßt *Im Schatten des Regenbogens* sogenannte „Abgewickelte“ in einer Notgemeinschaft zusammenwohnen. Ihr Blick ist eher nostalgisch. Sie können oder wollen das ungewohnte Neue nicht annehmen und scheitern bis auf zwei Ausnahmen bei der Suche nach ihrer Identität und dem Bemühen, sich neu zu orientieren. In Burmeisters *Unter dem Namen Norma* wird postsozialistische Gegenwart durch die Gegenüberstellung von Erinnerungen bewußt gemacht. Die politischen Verhältnisse in der DDR werden in Bezug zu Ereignissen während der Französischen Revolution gesetzt. Sparschuh, der den *Zimmerspringbrunnen* als ‚Heimatroman‘ ausgewiesen hat, zeigt, wie aus dem Zusammentreffen von westdeutscher Über-

---

<sup>7</sup> Dazu gehört Peter Schneiders 1999 erschienener Roman *Eduards Heimkehr*, in dem u.a. die Berliner Hausbesetzerszene thematisiert wird. In *Allerseelen* von Cees Noteboom, ebenfalls 1999 erschienen, ist der Protagonist ein holländischer Kameramann, durch dessen ästhetische Wahrnehmungen eindringliche Berlinbilder entstehen. - Westberliner Protagonisten spielen in Berlin nach dem Mauerfall in den untersuchten Romanen keine Rolle.

heblichkeit und Effizienz und ostdeutscher Naivität und gemüthlicher Inkompetenz die berufliche Karriere eines ‚Ossis‘ entstehen kann. Auf der Reflexionsebene des Protagonisten erscheinen nicht nur die DDR-Vergangenheit, sondern auch Lebens- und Denkgewohnheiten des Westens. In Timms *Johannisnacht* werden Berlin und einige seiner kontrastreich gestalteten Einwohner der ehemals geteilten Stadt mit dem Blick eines Westdeutschen wahrgenommen. Der erzählerische Diskurs bezieht sich insbesondere auf den Alltag; die in Episoden gegliederte Darstellung gleicht einem Panoptikum. Timm hat sich schon in seiner Abhandlung *Erzählen und kein Ende. Versuche zu einer Ästhetik des Alltags* (1993) mit diesem Topos auseinandergesetzt. Er kommt zu dem Schluß, daß durch die Hinwendung zu den alltäglichen Geschichten nicht nur die Sinneswahrnehmung, sondern auch die Sinnwahrnehmung gesteigert werden. Dieser Ansatz unterscheidet Timm von denen der ostdeutschen Autor(inn)en.

## 2. Definitionsversuche zum Wenderoman

### 2.1. Eine Bestandsaufnahme

Volker Wehdeking hat einige fiktionale Texte zur Wende als „Portalromane“ herausgestellt<sup>8</sup>: Monika Marons *Stille Zeile Sechs*, Martin Walsers *Verteidigung der Kindheit*, Wolfgang Hilbichs *Ich* sowie *Alte Abdeckerei* und Brigitte Burmeisters *Unter dem Namen Norma*. Wolfgang Emmerich benennt in seiner Literaturgeschichte der DDR „veritable“<sup>9</sup> Wenderomane, wozu er Erich Loests *Nikolaikirche*, Thomas Brussigs *Helden wie wir* und ebenfalls Burmeisters *Norma* rechnet. Mittlerweile sind zahlreiche weitere der Erzählprosa zuzurechnenden Publikationen erschienen, wenn auch nicht ein alle übertreffendes Werk, wonach der Ruf der Literaturkritik immer wieder zu vernehmen ist. Der Schriftsteller Michael Kumpfmüller bedient sich gar der Werbesprache, wenn er die Wende als „den ganz großen Stoff“ definiert und fragt: „Wo bleibt der Roman zur Einheit?“<sup>10</sup>, wobei er seinen Romanerstling *Hampels Fluchten* (erschienen 2000) anscheinend nicht in diese Kategorie einbezieht. Ich meine, daß es ein solch allgemein konsensfähiges literarisches Zeugnis weder jetzt noch in Zukunft geben kann, sondern mit wachsender zeitlicher Distanz werden sich neue Ansätze und neue Perspektiven eröffnen, nach denen der politische und gesellschaftliche Umbruch dargestellt werden kann. Es ist anzunehmen, daß später ästhetische Kriterien und nicht moralische oder politische, d.h. inhaltliche Aspekte im Vordergrund stehen. Die erzählerischen Diskurse werden sich möglicherweise auch dadurch ändern, daß bisher noch unbekannte Fakten durch die Veröffentlichung von Dokumenten, Briefen und Autobiographien von Zeitzeugen neue Erkenntnisse zu dem komplexen Geschehen erlauben.

Ein weiteres Argument gegen die Forderung nach dem epochemachenden Roman zur Einheit liefert z.B. Brigitte Burmeister. Sie begründet in ihrem 1994 erschienenen Artikel „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen“<sup>11</sup> auf eindringliche Weise, warum es ihr schwerfalle, neue Hoffnungen zu schöpfen, wenn gleichzeitig Kritik von außen die eigene Kritikbereitschaft blockiere und man sich gegen Diffamierungen und würdeverletzende Angriffe wehren müsse. Nach einer Phase, in der die Bewegungen der Geschichte sie so in Atem hielten, daß ihr der Abstand fehle, den sie zum Schreiben brauche, habe sie sich langsam wiedergefunden und gesehen, was unverändert geblieben sei.

---

<sup>8</sup> V. Wehdeking: *Die deutsche Einheit und die Schriftsteller*, S. 14

<sup>9</sup> W. Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, S. 500

<sup>10</sup> M. Kumpfmüller: Der ganz große Stoff. Wo bleibt der Roman zur Einheit? In: *Süddeutsche Zeitung*. (30.9.2000). S. 17

<sup>11</sup> B. Burmeister: Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen, in: *Sinn und Form* 46, 1994, S. 648-654

Bei einigen Publikationen, die von der Literaturkritik mit dem Etikett ‚Wenderoman‘ versehen wurden, ist festzustellen, daß zwar ein zeitlicher Zusammenhang mit der Wende besteht, diese aber im Grunde genommen keinen unmittelbaren Bezug zur Handlung hat. Als Beispiel sei *Das Provisorium* von Wolfgang Hilbig genannt, das im Jahr 2000 erschien. Der Protagonist, ein DDR-Schriftsteller, pendelt häufig zwischen Ost und West, was ihm als Besitzer eines Reisevisums so lange möglich ist, bis die Frist abläuft, die er dann verstreichen läßt, ohne in seine Heimatstadt Leipzig zurückzukehren. Seine Lebenskrise findet zwar auf dem Boden des geteilten Deutschland statt, das jedoch eher eine sozialpolitische Folie abgibt, als daß es für den Handlungsablauf konstitutiv wäre. Das Hauptthema im *Provisorium* ist nicht die Wende<sup>12</sup>, sondern das Nicht-Schreiben-Können, das sich leitmotivisch durch den gesamten Roman zieht.

Das Thema der Wahrung von Identität wird von Hilbig auf eindringliche Weise in seinem 1993 erschienenen Roman *Ich* behandelt. Er spielt im noch geteilten Berlin, wo im System der ‚Stasi‘ die Grenze zwischen Bespitzeln und Bespitzeltwerden für die Betroffenen verschwimmt. Das Werk verdient jedoch eine eigenständige Analyse, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Gleiches gilt für Monika Marons 1996 erschienenen Wenderoman *Animal triste*, in dem die Führung der DDR als Gangsterbande charakterisiert wird und die politischen Zwänge bewirken, daß eine schicksalhafte Liebesbeziehung zwischen einer Ostdeutschen und einem Westdeutschen scheitert. Ebenfalls unberücksichtigt bleiben muß *Ein weites Feld* von Günter Grass, das eine ausführliche Analyse verdient.

## 2.2. Ein besonderes Merkmal: Ostalgie

Während des noch andauernden Prozesses von Erinnerungs- und Bewältigungsarbeit hat sich der Begriff der ‚Ostalgie‘ herausgebildet. Er bezeichnet eine ambivalente, manchmal nostalgische Stimmung, die von Emmerich in anderem Zusammenhang<sup>13</sup> als ‚furor melancholicus‘ bezeichnet wird. Viele Bürger der ehemaligen DDR, die zwar schon lange nicht mehr mit dem Sozialismus einverstanden gewesen waren, sich jedoch vom kapitalistischen System abgestoßen fühlten, erinnern sich nur wenige Jahre nach der Wende nicht ohne Rührung oder Wehmut an vertraute Gegebenheiten. Manifest wird diese Haltung, die gelegentlich auch als ‚ostdeutsche Befindlichkeit‘ bezeichnet wird, nicht nur in der Literatur, sondern auch im Alltag. Auf der Schiefertafel eines Imbißstandes in einer ostdeutschen Stadt

---

<sup>12</sup> In einer Diskussion nach seiner Lesung in Saarbrücken am 20.11. 2000 sagte Hilbig, für ihn sei die Wende im *Provisorium* nur am Rande von Belang gewesen.

<sup>13</sup> W. Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, S. 513

wurde darauf hingewiesen, daß anstelle von ‚Hähnchen‘ wieder ‚Broiler‘<sup>14</sup> gesagt werden dürfe. In Dresden ist eine Gaststätte namens ‚Planwirtschaft‘ mit Gebrauchs- und Einrichtungsgegenständen in typischer DDR-Formgebung ausgestattet, was mehr als eine Deutung zuläßt: ironische Distanzierung, aber auch kollektive emotionale Erinnerung an das Leben in der DDR.

Diese des öfteren anzutreffende Stimmungslage schlägt sich in der Wendeliteratur in einer Gattung nieder, die von Emmerich - auch schon im Zusammenhang mit DDR-Literatur - analysiert wird als

eine eigentümliche neue Heimatliteratur, (im Sinne einer höchst genauen Abschilderung des eigenen Landes) [...], die alles andere als borniert ist. Obwohl sie ihr Objektiv auf die nächste Nähe des DDR-Alltags eingestellt hat, vermag sie gleichzeitig Wesentliches über die gesellschaftliche Verfassung als ganze und über den historischen Prozeß, in dem die jeweilige Momentaufnahme steht, auszusagen - wie alle gute Provinzliteratur, die auch Weltliteratur sein kann.<sup>15</sup>

Und an anderer Stelle: „Dieser neue Typus von Heimatliteratur hat einen hohen Identifikationswert, ist wie ein wärmender Ofen für die in die Kälte des Westens Entlassenen.“<sup>16</sup>

### 2.3. Zeitliche und thematische Einordnung

Die fünf ausgewählten Texte sind nach 1989 erschienen. Marons Roman *Stille Zeile Sechs* wurde allerdings schon 1987 begonnen. Die Autorin sagte dazu, „sie habe sich damals darüber klar werden wollen, warum sie überhaupt noch in der DDR blieb. Das Phänomen Bindung durch Haß habe sie gehalten. 1988 sei sie rausgegangen, habe danach erst einmal nichts weiter geschrieben, dann neu begonnen und wieder pausiert, als die DDR zusammenbrach“.<sup>17</sup>

Ein anderes Problem, das aufgrund des zeitlichen Abstandes zwischen Entstehung und Publikation eines Textes offenkundig wurde, ist nach dem Erscheinen von Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* öffentlich diskutiert worden. Dieser Text führte 1994 zum sogenannten Literaturstreit, einer lang anhaltenden Kontroverse, bei der die Autorin heftiger Kritik aus-

---

<sup>14</sup> ‚Broiler: Junges, industriemäßig gemästetes, fettarmes Hähnchen, das vorzugsweise gegrillt verzehrt wurde und das in der Bundesrepublik als (Brat)hähnchen bezeichnet wird.‘ Siehe B. Wolf: *Sprache der DDR*, S.35. - Es wäre interessant zu erforschen, auf welchem Wege ‚broiler‘ aus dem englisch-amerikanischen Sprachraum in die DDR gelangt ist, wo das Wort als Bezeichnung für ein gegrilltes Hähnchen erst nach dem Zweiten Weltkrieg Eingang in die Umgangssprache gefunden hat. Vgl. auch ‚broiler‘ in : *The Oxford English Dictionary*, Vol.II, S. 574

<sup>15</sup> W. Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, S. 465

<sup>16</sup> Ebd., S. 503

<sup>17</sup> Vgl. U. Gromer: „Keine Brücke mehr zur ‚Stillen Zeile““. In: *Neues Deutschland* (24.1.1992). S. 6

gesetzt war. Sie hatte die Erzählung, in der es um die psychischen Folgen von Bespitzelung geht, schon 1979 geschrieben und sie 1989 überarbeitet. Man warf Wolf sowohl den Inhalt als auch den Zeitpunkt der Veröffentlichung vor. Dazu Thomas Anz:

In einer Situation, in der die Macht des alten SED-Staates zerbrochen, die Wende zur westlichen Demokratie schon fast vollzogen war und es, wie nach dem Zusammenhang des Nationalsozialismus, für jeden nur vorteilhaft sein konnte, Gegner oder Opfer des totalitären Systems gewesen zu sein, in dieser Situation lag es nahe, die Erzählung als verspäteten Versuch einer Autorin zu lesen, sich den plötzlich veränderten Umständen anzupassen und die eigene Vergangenheit ins rechte Licht zu rücken.<sup>18</sup>

*Was bleibt* könnte aber auch in der Weise interpretiert werden, daß das erzählende Ich eine Dissoziation erfährt und auf mehreren Ebenen agiert und wahrgenommen wird. Während des Schreibprozesses entstehen dadurch unterschiedliche Perspektiven, die für die Erzählerin einen Klärungsprozeß darstellen. Auch hier ist zu berücksichtigen, daß die kritischen Auseinandersetzungen mit dem System nicht erst 1989 begannen, sondern die Suche nach neuen Wegen schon mehrere Jahre zuvor eingesetzt hatte.

Eine weitere thematische Differenzierung in der Wendeliteratur ergibt sich dann, wenn die Autor(inn)en verschiedenen Generationen angehören, wobei ersichtlich ist, daß die von Wolf und anderen älteren Autoren behandelten Sujets deutlicher als bei den jüngeren eine sehr enge Beziehung zum Staat spiegeln. Sie hatten, so Frank Schirmacher, „wie viele Intellektuelle ihrer Generation ein familiäres, fast intimes Verhältnis zu ihrem Staat und seinen Institutionen aufgebaut.“<sup>19</sup> Während die aus der Distanz erfolgte Feststellung des westdeutschen Literaturkritikers einigermaßen neutral klingt, ist das von Wolf Biermann gezogene Fazit eindeutig negativ: „[...] und aller Haß, das Gift, die Galle kamen auch aus dieser familiären Verklammerung mit unseren Unterdrückern.“<sup>20</sup> Die enge persönliche Beziehung spielt z.B. bei dem 1955 geborenen Jens Sparschuh keine Rolle mehr. Die von jüngeren Ostautoren geschaffenen literarischen Figuren sind häufig respektlos, ja aufmüpfig, ironisch oder auch frivol.<sup>21</sup> Ihnen liegt die Realisierbarkeit der eigenen Lebensentwürfe und die Gegenwart weit mehr am Herzen als der Realsozialismus, der ihre Jugend geprägt hat und dem sie heute äußerst kritisch gegenüber stehen.

Die Perspektive des westdeutschen Schriftstellers Uwe Timm dagegen ist die eines interessiert Anteilnehmenden, jedoch existentiell Unbetroffenen. Daraus resultieren sehr genaue

---

<sup>18</sup> T. Anz: *Es geht nicht um Christa Wolf*. S. 9

<sup>19</sup> F. Schirmacher: Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten. In: *FAZ* (2.6.1990), in: T. Anz: *Es geht nicht um Christa Wolf*. S. 80.

<sup>20</sup> W. Biermann: Nur wer sich ändert, bleibt sich treu. In: *Die Zeit* (4.8.1990). S. 43f.

<sup>21</sup> Dies trifft z.B. auf den in der Arbeit nicht behandelten Roman *Helden wie wir* von Thomas Brussig zu.

Beobachtungen des Berliner Alltags nach der Wende, in die jedoch nicht das Gefühl eigener Verluste einfließt.

### 3. Exkurs zur Geschichte des Stadtrromans

In seiner historisierenden Abhandlung *Die erzählte Stadt* stellt Volker Klotz fest, daß in den von ihm behandelten Romanen „Stadt mehr als ein Schauplatz ist, wo irgendein Geschehen dauernd oder zeitweilig sich abspielt.[...] Diese Romane zielen auf die Stadt selber, der sie sich mehr oder minder ausschließlich verschreiben.“<sup>22</sup> Er weist den Städten bestimmte Attribute oder Funktionen zu: „Stadtschau und Schaustadt“ bezieht sich auf *Notre Dame de Paris* von Victor Hugo, „Die Stadt als Aufgabe“ auf Emile Zolas Roman *Les trois Villes*. Das Epitheton „explosiv“ bezieht sich auf *Petersburg*<sup>23</sup>, den Roman von Andrej Belyj unter dem gleichnamigen Titel. „Gezeiten der Stadt“ steht für Dos Passos *Manhattan Transfer*, „Agon Stadt“ für Döblins *Berlin Alexanderplatz*. Die Aufzählung ließe sich mit vielen Beispielen ergänzen, auch durch Stadtwahrnehmungen in fiktionalen Texten, die nicht rein literarisch konzipiert sind, sondern durch andere Medien ergänzt werden. So hat z.B. André Breton in seinen 1928 erschienenen surrealistischen Roman *Nadja*, der in Paris spielt, zahlreiche Abbildungen<sup>24</sup> eingefügt, die ihm, so Breton im Vorwort zur Ausgabe von 1962, deskriptive Passagen erspart hätten.

Berlin wird als Metropole von Walter Benjamin ins Licht gerückt - wenn auch nicht in Romanform. Aus dem unvollendeten Manuskript *Berliner Chronik*, das man in seinem Nachlaß fand, entstanden seine autobiographischen Aufzeichnungen *Berliner Kindheit um 1900*, in denen er „seine Erinnerungen dichterisch und literarisch verwandelt“.<sup>25</sup>

Der in seiner Art einzige 1929 erschienene deutsche Großstadtroman ist jedoch *Berlin Alexanderplatz*. Döblin stellt den bis dahin nicht vorstellbaren urbanen Wandel Berlins dar, in dem Großstadtarchitektur, Straßenverkehr, Fabrikanlagen, die Entstehung von Industriekultur und die Ausweitung bestimmter Viertel und ihrer gleichzeitigen Abgrenzung voneinander eine notwendige rasche Anpassung der Gesellschaft an die neuen Verhältnisse bewirken. In der Metropole entwickelt sich ein Großstadtproletariat, das Arbeit sucht und Wohnraum benötigt, wofür dann rasch und massenhaft Mietskasernen gebaut werden, die häufig mehrere ineinander übergehende Höfe umschließen. Schon Walter Benjamin erwähnt mehrfach Höfe<sup>26</sup> als Orte, in denen sich ein Szenarium mit Leierkastenmännern, Teppich klopf-

---

<sup>22</sup> V. Klotz: *Die erzählte Stadt*, S. 10

<sup>23</sup> Der 1911-1913 geschriebene Roman ist in einer neuen deutschen Übersetzung von Gabriele Leupold im Insel Verlag erschienen; s. Rezension von Mareile Ahrendt: „Großstadt-Symphonie“. In: *Financial Times Deutschland* (12.10.2001), S. 5

<sup>24</sup> Die Erstausgabe enthielt 44 Photographien von Stadtansichten und Reproduktionen von Gemälden und Zeichnungen, deren Auswahl und Anzahl Breton in späteren Auflagen mehrfach änderte.

<sup>25</sup> Vgl. Gershom Scholem in seinem Nachwort zu Walter Benjamin: *Berliner Chronik um 1900*, S. 125

<sup>26</sup> W. Benjamin: *Berliner Chronik*, S. 87 u. S. 119

fenden Dienstmädchen, spielenden Kindern und nach Licht hungernden Geranien herausbildete, das z. B. Walter Zille in seinen ‚Milljöh‘ - Studien eindrucksvoll festgehalten hat. Einige der im Kriege nicht zerstörten und in den vergangenen Jahren renovierten Hackeschen Höfe in Berlin-Mitte bieten Raum für kleinere Geschäfte, Studiotheater, Cafés und Kneipen. Diese tauchen in neueren literarischen Texten als Orte auf, an denen wieder großstädtisches Leben stattfindet. Sie sind aber inzwischen auch zu touristischen Anziehungspunkten geworden und verlieren damit die Bedeutung, die sie in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts für Einheimische hatten.

Bei einem Vergleich der großen Stadtromane des neunzehnten und der frühen Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts mit denen, die als Berlin-Romane zur Wende erschienen sind, zeigt sich, daß es anscheinend nicht mehr möglich ist, Stoffe episch nach dem literarhistorischen Diskurs jener Jahre zu gestalten. Jörg Döring stellt dazu fest, daß für die Literaturwissenschaft - und schuld sei Döblin - der Gegenstand Stadt literarisch zu sich selbst am angemessensten nur im Roman komme, da die Form am besten dem Urbanen entspreche. ‚Urban‘ wird erläutert als Größe, Dichte, Vielfalt, Vielstimmigkeit. Aber seiner Meinung nach werden die Erwartungen nicht erfüllt:

Die neuen Berlin-Romane scheren sich weniger um die Frage: Wie erzählbar ist die Stadt? sondern nutzen Berlin als kontingente Kulisse für die Familiengeschichten ihrer Protagonisten oder etablieren den Handlungsort als Stätte neu-bundesdeutscher Kollektivsymbolproduktion: Berlin meint Einheit, Hauptstadt und Nation.<sup>27</sup>

Diese Kritik erscheint zumindest in dem Punkt überzogen, Berlin als kontingente Kulisse zu bezeichnen. Eine Reihe von Romanen, für die der Handlungsort Berlin durchaus nicht zufällig, sondern zwingend ist, müßten völlig anders geschrieben werden, wenn sie in einer anderen Stadt spielten. Hierzu zwei Beispiele: 1. *Aus dem Schneider* von Katrin Askan. Die Familie, und das wiederholt sich in zwei Generationen, erlebt Fluchtsituationen, die entweder durch den Krieg oder die Mauer in Berlin bedingt sind und zu prägenden Lebenserfahrungen der Familie werden. Der Vater der Erzählerin lebt nach seiner Flucht aus Ostberlin im Westteil der Stadt, die Anträge auf Familienzusammenführung werden abschlägig beschieden. Die Protagonistin flieht - von Zweifeln und Zögern geplagt - in den Westen, legt aber zuvor ihre Spuren so aus, daß im Falle des Mißlingens die Rückkehr möglich ist. - 2. *Trug* von Klaus Schlesinger. Ein stereotyp kapitalistisch gezeichneter Makler aus Westdeutschland gerät zufällig in ein Ostberliner Café, welches das Milieu der sozialistischen Boheme zeigt. Dort trifft er auf einen Doppelgänger, der ihn so fasziniert, daß der Mann mit dem BRD-Paß ihn näher kennenlernen will, seinen beruflichen Auftrag in Westberlin vernachlässigt und

---

<sup>27</sup> J. Döring: Großstadtlyrik nach 89. In: *Text der Stadt - Reden von Berlin*, S. 95

zu weiteren Treffen nach Ostberlin fährt. Abgesehen von äußerlichen Ähnlichkeiten zeigen die Lebensgeschichten der beiden Männer auffällige Parallelen. Am Ende überwindet der Doppelgänger mit dem gestohlenen Paß seines westdeutschen Pendants die Grenzkontrollen und setzt sich nach dem Westen ab, während der westdeutsche Makler, erschrocken und glücklich zugleich, im Osten bei seiner Jugendgeliebten bleibt.

In Forschungsarbeiten über den Großstadtroman wird diese Gattungsbezeichnung des öfteren durch andere Termini ersetzt. Für die neuere Literatur schlägt z. B. Sabina Becker in ihrer Abhandlung *Urbanität und Moderne* den „außerliterarischen Terminus Urbanität als Kriterium der Untersuchung“<sup>28</sup> vor. Jörg Magenau bezeichnet das Berlin der Nachwendezeit als „Projektionsfläche für Metropolensehnsüchte“ und erklärt dazu: „Hier verbinden sich Urbanität mit Historie, der Umbruch mit dem hartnäckigen Festhalten am Gewohnten, Großstadtleben mit großer Geschichte, der Osten mit dem Westen: die Stoffe also, aus denen große Literatur gestrickt wird.“<sup>29</sup> Hierzu ist festzustellen, daß durch die Vermischung dramatischer zeitgeschichtlicher Ereignisse und Familienschicksalen zwar intelligente Unterhaltungsliteratur gemacht werden kann, daß diese Dinge allein jedoch nicht ausreichen, um einen literarisch anspruchsvollen Berlin-Roman zu schreiben.

Der Begriff der Urbanität, der auch den schnellen technischen Fortschritt im Städtebau und Straßenverkehr seit dem ersten Weltkrieg einschließt, spielt bei der ästhetischen Wahrnehmung der Großstadt eine große Rolle. Sie erfolgt z.B. im Futurismus und Expressionismus vornehmlich durch die Beschreibung der Sinne, besonders des Sehens und Hörens. Die ungewohnte Geschwindigkeit, das Chaos, die anonymen Menschenmengen, der Lärm im Straßenverkehr, buntes Neonlicht und grelle Leuchtreklame mußten Franz Bieberkopf noch beunruhigen und gleichzeitig faszinieren. Klotz hat *Berlin Alexanderplatz* unter das Motto ‚Agon Stadt‘ gestellt.<sup>30</sup> Das griechische ‚agon‘ bedeutet Versammlung; Versammlungsplatz für sportliche und geistige Wettkämpfe. Hier ist es übertragen auf die Großstadt, in der, wenn auch auf andere Weise, ständig gekämpft werden muß. Der Alexanderplatz wurde am 4. November 1989 noch einmal zu einem solchen Forum, als Christa Wolf und andere Schriftsteller(innen) und bekannte Persönlichkeiten auf einer Großdemonstration beschwörende Reden über die notwendige revolutionäre Erneuerung hielten.

Ein alternatives Berlin (West) präsentiert sich dem Leser in Bodo Morshäusers Erzählung *Die Berliner Simulation* aus dem Jahre 1983. Das großstädtische Leben spielt sich bei Massenveranstaltungen wie Demonstrationen oder Rockkonzerten ab, die sich wiederholende

---

<sup>28</sup> S. Becker: *Urbanität und Moderne*, S. 13

<sup>29</sup> J. Magenau: Berlin-Prosa. In: *Texte der Stadt. Reden von Berlin*, S. 60/61

<sup>30</sup> s. Fußnote 22

Modelle darstellen. Sie fungieren als Gemeinschaftsrituale, werden allerdings von den Teilnehmern nicht mehr als in der Gegenwart ablaufende reale Ereignisse aufgefaßt sondern als Unwirklichkeiten. Auf diese Weise wird die Großstadt zu einem Ort der Simulation.<sup>31</sup>

---

<sup>31</sup> B. Morshäuser: *Berliner Simulation*, vgl. S. 97

## 4. Die ausgewählten Wenderomane

### 4.1. Monika Maron: *Stille Zeile Sechs*

#### 4.1.1. Das Verhältnis der Gründerväter zur nachfolgenden Generation

Die Historikerin Rosalind Polkowski rechnet schonungslos mit der Vergangenheit in der DDR ab, um den Weg in eine von politischen Zwängen befreite Zukunft zu finden. Hierzu dient im besonderen die Konfrontation zwischen den Gründervätern des Systems und der nachfolgenden Generation. Es gibt zwischen ihnen kaum eine übereinstimmende Bewertung der Aufbauphase des Sozialismus. Die Älteren sind geprägt von Erfahrungen mit Faschismus, Krieg und Nachkriegselend. Sie sehen es als ihre Lebensaufgabe an, ihre politischen Ideale in einer neuen, besseren Zeit zu verwirklichen, während die Söhne und Töchter sich solchen Ideen nicht mehr verpflichtet fühlen. Sie wissen Bescheid über Psychoterror und Unfreiheit in ihrem sozialistischen Land, so wie die Elterngeneration in der Zeit des Faschismus nicht nur Bescheid gewußt, sondern infolge ihrer kommunistischen Überzeugung darunter gelitten hatte.<sup>32</sup>

Der pensionierte hohe Parteifunktionär Beerenbaum diktiert Rosalind seine Memoiren, eine Mischung aus Selbstdarstellung und - aus der Perspektive der Erzählerin - Rechtfertigungszwang, wobei er sich einer Sprache bedient, die ein betont antifaschistisches Ethos aufweist. Nicht nur Beerenbaums Ausdrucksweise kommt Rosalind bekannt vor, auch sein Verhalten und sein Gang fügen sich zu einer Gesamterscheinung, die große Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater aufweist. Der Werdegang Beerenbaums erscheint ihr so eindeutig, daß sie seine Biographie errät und sie mit solcher Präzision beschreibt, daß Beerenbaum sich zunächst geschmeichelt fühlt, dann aber zu der Überzeugung kommt, sie wisse, wer er sei.

Schon zu diesem frühen Zeitpunkt entstehen Rosalinds Gefühle des Hasses und des Ekels gegen dem Parteifunktionär, gegen seine „heuchlerische Milde“, sogar gegen „die Hinfälligkeit seines Körpers“<sup>33</sup>. Auch sein Gesichtsausdruck erinnert sie an den Vater, der es aus der Sicht der Tochter nicht einmal geschafft hatte, das Familienleben und seine gesellschaftspolitischen Ambitionen auseinanderzuhalten. Als Direktor derselben Schule, die seine Tochter besuchte, beschränkte er die Erziehung Rosalinds auf politische Indoktrination. (Er; G.K.) „sprach vom Bollwerk des Sozialismus, das den imperialistischen Kriegstreibern trotz, vom ruhmreichen Kampf der Kommunisten für die endgültige Befreiung der Menschheit, vom

---

<sup>32</sup> Heiner Müller hat diese historische Situation für sich selbst als „Leben in zwei Diktaturen“ bezeichnet - so der Untertitel seiner Autobiographie *Krieg ohne Schlacht*.

<sup>33</sup> M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 123

letzten Blutstropfen und heiligen Toten, denen auch er geschworen habe<sup>34</sup> und stolz erzählte er, „wie er, ein Arbeiterjunge, sich mit den Gymnasiasten geprügelt hat, was er als ‚meine Schule des Klassenkampfes‘ bezeichnete.“<sup>35</sup> Die immer wiederkehrenden Phrasen mußte sich die Tochter bis zum Überdruß anhören, wobei sie sich stets Mühe gab, diesen zu verbergen. Stattdessen hoffte sie, die Liebe des Vaters zu gewinnen, indem sie ihm kluge Fragen stellte, Interesse an seiner Arbeit bekundete und ihm einmal mit seiner von ihr zubereiteten Lieblingsspeise eine Freude bereiten wollte, die er jedoch gedankenlos in sich hineinschlang. Rosalinds bittere Antwort auf Beerenbaums Frage, was ein Kommunist sei, lautet: „einer, der sich bei einem Kind, das ihm eine große Schüssel Zitronencreme schenkt, nicht bedankt, weil er gerade mit der Weltrevolution beschäftigt ist.“<sup>36</sup> Als diese Bemühungen nicht zum erhofften Erfolg führten, gab sie das Werben um Aufmerksamkeit und Zuwendung auf. Sie lehnte sich gegen den autoritären Vater auf und begann, ihn zu hassen, als sie dreizehn Jahre war.

Durch „den Einfluß ihrer frühen Kindererlebnisse“, die durch „reale Versagung“ geprägt sind, erfolgt eine „Übertragung“<sup>37</sup> ihrer damaligen Abwehrhaltung gegen den Vater auf Beerenbaum. Für Rosalind, die nicht zufällig Historikerin mit einem langjährigen Arbeitsplatz an einem Institut für Parteigeschichte ist, sind ihr Vater und Beerenbaum nach Herkunft und Bildung Proletarier, die ihr Bildungsdefizit auch immer als Benachteiligung empfinden. Beerenbaum rechtfertigt sich: „Wir durften nicht studieren. Wir haben bezahlt, daß andere studieren durften, immer, zuerst als Proleten mit unserem Schweiß, dann mit dem Geld unseres Staates. Diese Bildung war unser Eigentum, wer damit weglief, ein Räuber, [...]“<sup>38</sup> Bildung ist für ihn keine Privatangelegenheit, sondern Volkseigentum, da es von der Arbeiterklasse mitfinanziert wird und die Gebildeten daher der Allgemeinheit gegenüber verpflichtet sind.

Beerenbaum tritt als Jugendlicher in die Partei ein, kämpft unter Entbehrungen gegen den Faschismus, erlebt die Deportation seiner Ehefrau in das Konzentrationslager Ravensbrück und geht ins Exil in die Sowjetunion. Dort lebt er in dem berühmten Moskauer Hotel Lux, kehrt nach dem Krieg nach Deutschland zurück und baut mit seinen Gesinnungsgenossen einen kommunistischen Staat auf. Obwohl er nur einen Volksschulabschluß hat, wird er als überzeugter Stalinist und zuverlässiges Parteimitglied zum Professor ernannt. Er ist „ein mächtiger Mann an der Seite anderer mächtiger Männer“<sup>39</sup>. Sein Mißtrauen gegen Gebildete

---

<sup>34</sup> Ebd., S. 109f.

<sup>35</sup> Ebd., S. 110

<sup>36</sup> Ebd., S. 159f.

<sup>37</sup> Vgl. S. Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, S. 415

<sup>38</sup> M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 206

<sup>39</sup> Ebd., S. 29

und Intellektuelle verliert er jedoch nie.

Beerenbaum hilft indessen, nach seiner eigenen Einschätzung, sein „Klasseninstinkt“, der ihm, dem Arbeiterjungen, sozusagen in die Wiege gelegt worden ist. Bei Rosalind löst dieser Begriff sofort schlimme Erinnerungen an ihren Vater aus: „Das furchtbare Wort Klasseninstinkt, die todbringende Waffe meines Vaters wenn er zu begründen versuchte, warum Kafkas Bücher, von denen er vermutlich keine Zeile gelesen hatte, dekadente und schädliche Literatur, wenn überhaupt Literatur seien. [...] Mit dem Wort Instinkt beanspruchte mein Vater Unfehlbarkeit.“<sup>40</sup> Unübersehbar sind für Rosalind auch bei dieser Argumentation die Parallelen zwischen Beerenbaum und ihrem Vater.

Als Heranwachsende erlebt Rosalind Polkowski das kommunistische System bewußt mit. Besonders der Vater erwartet von ihr, daß sie die große Aufbauleistung der Elterngeneration begreift und ihre Kräfte im gleichen Sinne einsetzt. Aber diese Notwendigkeit erkennen Rosalind und ihre Generation nicht mehr an. Sie verweigern Solidarität, da sie völlig andere, unpolitische Ansprüche an die Zukunft haben. Ebenso wenig sind sie davon überzeugt, daß sie ihre Bildung und ihre Kenntnisse in die Gesellschaft einbringen müssen. Rosalind ist zweiundvierzig Jahre alt, als sie ihren Beruf aufgibt und sie „hatte nichts hervorgebracht, was zu verteidigen sich gelohnt hätte.“<sup>41</sup> In einem imaginären Dialog mit Beerenbaum wirft sie ihm vor, daß „er ihrer Generation alles, was sie zum Leben brauche, gestohlen habe und nicht wieder herausricke und er sie deshalb zwänge, das Abscheulichste zu tun, was sie sich denken könne: jemandes Tod zu wünschen“.<sup>42</sup> Sie sieht in Beerenbaum auch immer ihren eigenen Vater und mag eher unbewußt bei dieser Konfrontation die haßerfüllte Vaterbeziehung aufarbeiten. In einer heftigen Diskussion fragt sie Beerenbaum, ob er wirklich glaube, daß „Generationen von Menschen geboren werden, damit Kommunisten an ihnen ihre Ideale erproben dürfen.“<sup>43</sup> Im Grunde handelt es sich eher um ein Verhör als eine Frage. Sie will ihn unbedingt dazu bringen, Schuld einzugestehen und „seine anmaßende Zufriedenheit“<sup>44</sup> erschüttern. Aber Beerenbaum hat keine Zweifel an der Richtigkeit seiner Überzeugungen, so daß er die Gegenfrage stellen kann, was sie denn in der Zeit des Faschismus gewesen wäre. Rosalind ringt sich nicht zu einer eindeutigen Antwort durch sondern sagt, „sie wäre vielleicht Kommunistin geworden“.<sup>45</sup> Uneindeutigkeit ist eines ihrer beherrschenden Wesensmerkmale, die es nicht zuletzt ihr selbst schwer machen, ihren Standort klar zu bestimmen.

---

<sup>40</sup> Ebd., S. 58f.

<sup>41</sup> Ebd., S. 154

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 156

<sup>43</sup> Ebd., S. 162

<sup>44</sup> Ebd., S. 203

<sup>45</sup> Ebd. S. 162

#### 4.1.2. Das Verhältnis Staat / Individuum

„Ein unzerstörbarer, mit dem ewigen Leben beschenkter Beerenbaum“<sup>46</sup> steht für die staatliche Autorität. Er kommt nach dem Krieg aus dem Exil zurück und ist sich des kommunistischen Sieges über den Imperialismus gewiß. Er hat die Emigration im Moskauer Hotel Lux überstanden, wobei offen bleibt, wieviel er von den Verhören, Schauprozessen, Verschleppungen in Arbeitslager und den Folterungen vieler seiner Mitkämpfer weiß. War er Denunziant oder Opfer oder beides? Könnte sein Name so gedeutet werden, daß Beeren, die als nicht kultivierte Wildfrüchte, wie z.B. Vogelbeeren, auf einem Baum wachsen, für Menschen ebenso unbrauchbar sind wie die ehemals gepriesenen Werke der Vätergeneration?

Beim Aufbau des Kommunismus in Ostdeutschland wechselt er in den Augen Rosalinds auf die Seite der Täter, indem er nun die gleichen Instrumente der Macht anwendet wie einst die Faschisten.<sup>47</sup> Als Symbol für Terror und Menschenverachtung stehen in Nazideutschland das Konzentrationslager Ravensbrück, im kommunistischen System die Arbeitslager in Sibirien, und Rosalind verknüpft die Begriffe. Während Beerenbaum ihr diktiert, notiert sie aus eigenem Antrieb, daß Sibirien bei Ravensbrück liege.<sup>48</sup> Es ist jedoch offensichtlich, daß für Beerenbaum diese Lager keinesfalls gleichzusetzen sind. Er ist überzeugt, daß er Terror als Machtmittel nie angewendet hat. Jedoch sind für ihn alle Maßnahmen gerechtfertigt, mit denen die Gesetzgebung der DDR umgesetzt werden kann. Beerenbaum verfaßt seine Memoiren, damit die Erinnerung an sein Lebenswerk nicht verloren geht und er seine eigene historische Rolle beim Aufbau des Sozialismus erläutern und idealisieren kann. Im Laufe der Zusammenkünfte mit Rosalind scheint es ihm aber auch ein Bedürfnis zu werden, sich ihr persönlich gegenüber zu rechtfertigen. Nicht zuletzt seine Verfügung, das Manuskript nach seinem Tod an sie zu übergeben, erlaubt diese Deutung.

Als Gegenwelt zu Beerenbaum und dem Vater stehen die Kneipe und die darin verkehrenden Intellektuellen sowie Thekla Fleischer, die Klavierlehrerin. Bruno und ein Freund, „der Graf“, führen geistreiche Gespräche um der Gespräche willen, zeigen sich je nach Stimmung als Kavaliere oder Machos und verkörpern Bildung und Kultur. Sie verweigern sich gesellschaftspolitischen Zwängen, indem sie sich ins Privatleben zurückziehen und betrachten die Kneipe als eine Institution, die „dem Leben zu einer höheren Gerechtigkeit verhilft“.<sup>49</sup>

---

<sup>46</sup> Ebd. S. 102

<sup>47</sup> Vgl. A. Janssen-Zimmermann: „Für Unentschiedenheit“ in: *Neue Deutsche Literatur*, 7/1992, 40. Jahrg. 475. Heft, S. 165-171

<sup>48</sup> Vgl. M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 142

<sup>49</sup> Ebd., S. 173

Thekla Fleischer, ein ältliches, liebenswertes Fräulein, erlebt eine späte, möglicherweise ihre einzige Liebe. Sie ist völlig unpolitisch, bewundert Rosalind und hat im Gegensatz zu ihr Auflehnung nie gewagt. Weder aus religiösen Gründen noch aus irgendeiner anderen Verpflichtung gegenüber einer staatlichen Instanz beschließt Bruno, Thekla mit ihrem Freund, Herrn Solow, in einer alten Friedhofskapelle zu ‚trauen‘. Er tut es auf feinfühlig und poetische Weise, die Thekla rührt, obwohl ihr Brunos Idee, mit der er sich über sämtliche Konventionen hinwegsetzt, zunächst blasphemisch erschien.

Für die hier dargestellte Gegenwelt, in der sich Rosalind und ihre Generation bewegt, ist der Begriff der ‚Nischengesellschaft‘ geprägt worden, wobei die Nische nicht unbedingt idyllische Merkmale aufzuweisen braucht, aber ihr Standort muß in jedem Fall fern von politischen Zwängen liegen.<sup>50</sup>

#### 4.1.3. Der innere Konflikt der Protagonistin

Mit der Aufgabe ihrer beruflichen Arbeit am staatlichen Forschungsinstitut für Parteigeschichte geschieht der äußerliche Schnitt im Leben Rosalinds. Der etwas abgenutzte, aber in diesem Fall passende Begriff der Selbstverwirklichung trifft bei ihr insofern zu, als sie sich für die Beschäftigung mit Dingen entscheidet, die ausschließlich der eigenen Erbauung dienen. Sie will Klavierspielen lernen, die Rezitative aus *Don Giovanni* neu übersetzen, wozu ihr allerdings sämtliche Voraussetzungen fehlen, und sich mit dem Werk Ernst Tollers beschäftigen, dessen Scheitern am Leben faszinierend auf sie wirkt. Außerdem beschließt sie, die gesamte Weltliteratur zu lesen und dafür Fremdsprachen zu erlernen.

Aber alle diese Pläne werden zunächst nicht in Angriff genommen. Stattdessen begibt sie sich in das Umfeld eines pensionierten hohen Parteifunktionärs, der ihr von Anfang an unsympathisch ist, den sie bald haßt und zu welchem sie dennoch den Kontakt nicht abbricht, möglicherweise nicht abbrechen kann. Sie versucht, ihre „Verhaltensstörung gegenüber alten Männern“<sup>51</sup> zu analysieren und kommt zu dem Ergebnis, sie „litte schon an jenem Stadium der Feindschaft, das Sehnsucht erzeugt.“<sup>52</sup> Erst nach Beerenbaums Tod ist sie in der Lage zu sagen: „[...] ich verabschiedete ihn aus meinem Leben, in dem er, lange, bevor wir uns begegnet waren, Platz genommen hatte, als wäre es sein eigenes“.<sup>53</sup> Die Person Beerenbaums ist hier noch einmal verdoppelt: Er ist einerseits ein Individuum im Ruhestand, andererseits verkörpert er weiterhin den Staat und dringt autoritär in die Privatsphäre eines an-

---

<sup>50</sup> Vgl. E. Thiele: „Ungeliebte Erbschaften“ in: *Text + Kritik. Sonderband Literatur in der DDR*, 1991. S. 258-266

<sup>51</sup> M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 26

<sup>52</sup> Vgl. ebd., S. 146

<sup>53</sup> Ebd., S. 57

deren Menschen ein. Er diktiert Rosalind nicht nur seine Memoiren, sondern er ist Nutznießer ihrer Bildung. Es entsteht ein Verhältnis, in dem äußerlich Beerenbaum abhängig ist, da er sie als Schreibkraft braucht, innerlich jedoch Rosalind von ihm abhängig ist, weil sie sich vor ihm fürchtet. Ihre irrationale Haltung hatte seinerzeit das Verhältnis zu ihrem Vater bestimmt. Instinktiv spürt sie, daß sich der Konflikt nun zwischen Beerenbaum und ihr wiederholen wird, da ihm die gleichen Ursachen zugrunde liegen, die seinerzeit die Vater-Tochter-Beziehung zerstört hatten. Sie wünscht sich in dieser bedrohlichen Situation die Geschmeidigkeit und Unabhängigkeit einer Katze um zu entkommen.

Rosalinds Aggression und Haß gegen Beerenbaum steigern sich, weil sie sich seiner Macht nicht entziehen kann und sich unterdrückt fühlt. Angst verfolgt sie bis in ihre Träume, die „peinigend“ und „bedrohlich“ sind und „eine diffuse Bedrückung hinterlassen“.<sup>54</sup> Im Grunde ist sie außerstande, unabhängig zu denken und zu handeln, was durchaus auf ihre sozialistische Erziehung zurückgeführt werden kann, zu deren Zielen kritisches und selbständiges Denken der Bürger kaum gehörte. Das latent vorhandene Gefühl des Bedrohtseins steigert sich so sehr, daß sie Beerenbaums Tod als einzige Möglichkeit sieht, um zu einem neuen, freien Leben zu kommen. Auch hier steht die Person des Funktionärs stellvertretend für den Staat: erst wenn er nicht mehr vorhanden ist, wird der Weg in die Zukunft frei.

Tatsächlich trifft Rosalind eine Mitschuld an Beerenbaums letalem Herzanfall. Sie stellt sich deshalb den Fragen nach der persönlichen Täterschaft und der eigenen Schuld. Beide ziehen sich als roter Faden durch den Roman. Ernst Tollers Frage nach der Schuld des Handelnden, die sie nun zu beantworten versucht, läßt sich nicht auf Personenkreise beschränken, die in Politik und Gesellschaft verantwortlich tätig sind, sondern sie beginnt schon im familiären Bereich. Beispielhaft steht hierfür Rosalinds Vater, der überzeugte Ideologe, der unbeabsichtigt schuld ist an den psychischen Verletzungen, die er seiner Tochter schon in ihrer Kindheit zugefügt hat.

Beerenbaum, der für eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung arbeitet, bringt einen Menschen für drei Jahre ins Gefängnis, nur weil dieser ein Manuskript von Ost nach West geschmuggelt hat. Aus der Sicht Beerenbaums machen sich die Intellektuellen schuldig, da sie sich der Gesellschaft entziehen und ihre Begabungen nur für sich selbst nutzen. Die Intellektuellen ihrerseits beschuldigen Rosalind, weil diese „als Schreibhilfe für einen Folterknecht“<sup>55</sup> arbeite. Rosalind geht der Schuldfrage obsessiv nach und wehrt sich mit aller Kraft gegen die Hypothese, daß Menschen, die überhaupt nicht handeln, auf jeden Fall un-

---

<sup>54</sup> Ebd., S. 50f.

<sup>55</sup> Ebd., S. 178

schuldig bleiben. Sie weiß, daß diese dadurch zu Opfern werden können. In einem erbitterten Streitgespräch hatte Rosalinds Vater sie einmal angeschrien: „Willst du sagen, nicht der Täter, sondern das Opfer ist schuldig [ ]. Wenn das Opfer sich nicht wehrt, hat es auch Schuld, schrie ich.“<sup>56</sup>

Die unentwirrbare Verknüpfung von Opfern und Tätern kann sie nicht auflösen. Sie spürt, daß sie Beerenbaums Tod - das bedeutet auch den Untergang des Staates - wünschen muß, um zu sich selbst zu finden. In ihrer Phantasie bringt sie Beerenbaum auf brutale Weise um. Ihre haßerfüllte Einstellung lastet jedoch auf ihrem Gewissen. Ihre Freundin tröstet sie: „Wenn jemand in seinem Leben so schreckliche Dinge tut, daß er stirbt, wenn man ihn danach fragt, ist er selbst schuld.“<sup>57</sup>

Rosalind verweigert sich den Anforderungen des Staates an die Bürger und will einen individuellen Weg in eine zufriedenstellende Zukunft finden. Aber Selbstzweifel lassen sie nicht zu dem von ihr gesetzten Ziel kommen. Nach dem Ausscheiden aus der Forschungsstätte fühlt sie sich „geheilt und gleichzeitig krank, wie ein Mensch sich fühlen muß, dem man eine langsam wachsende Geschwulst aus dem Gehirn geschnitten hatte, und der nun an der vom Tumor hinterlassenen Leere in seinem Kopf litt“.<sup>58</sup>

Sie ist sich z.B. über die Unmäßigkeit und Peinlichkeit ihres Gefühlsausbruches vor Sensmann, eines entgegen ihren Erwartungen konformistischen Schriftstellers, im klaren, daß sie wieder einmal Fehler gemacht hat und das Richtige zu tun für sie weder in dieser noch in anderen Situationen möglich ist. Diese Unsicherheit, die sich daraus herleiten läßt, daß sie ihr Leben lang zwar nicht autoritätsgläubig, wohl aber -abhängig war, macht sie unfähig, ihre Zukunftsvorstellungen in die Tat umzusetzen. Die Abhängigkeit wird besonders durch die Verdopplung der Autoritätsfigur - der Vater und Beerenbaum - hervorgehoben.

Als ihr nach der Beerdigung Beerenbaums sein Sohn ein Päckchen überreicht, das Beerenbaums Memoiren enthält, ist ihre spontane Reaktion, es sofort in den Müll zu werfen. Gerade die geschönte Selbstdarstellung des Funktionärs haben die schon früh von ihr erkannten Widersprüche des Systems deutlich gemacht. Aber sie schafft es nicht, sich des verhaßten Vermächtnisses zu entledigen, das mehr bedeutet als ein Bündel Papier. Sie nimmt es gegen alle Logik mit nach Hause, denn trotz ihrer Haßgefühle hat sie auch Mitleid mit der

---

<sup>56</sup> Ebd., S. 112

<sup>57</sup> Ebd., S. 213

<sup>58</sup> Vgl. ebd., S. 42f.

Vätergeneration: „Jetzt, da Beerenbaum tot ist [...], fühle ich zum ersten Mal Mitleid mit meinem Vater.“<sup>59</sup>

#### 4.1.4. Schlußbemerkung

Obwohl die Romanhandlung noch in die Zeit vor der Wende fällt, sind die kritische Distanz zum System und der Wunsch nach Veränderung deutlich spürbar. Die Erzählerin bewegt sich zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und ist überzeugt, daß „alles von Beerenbaums Tod abhing, von seinem und dem seiner Generation. Erst wenn ihr Werk niemandem mehr heilig war, wenn nur noch seine Brauchbarkeit entscheiden würde über seinen Bestand oder Untergang, würde ich herausfinden, was ich im Leben gern getan hätte. Und dann würde es zu spät sein.“<sup>60</sup> Hier zeigt sich noch einmal das zwiespältige Denken der Protagonistin. Für sie ist der Tod der Vätergeneration eine *Conditio sine qua non* zur eigenen Selbstverwirklichung. Die Annahme kann zutreffend oder auch illusorisch sein. Ihr Einwand, daß es dann zu spät sei, ist gravierender, denn damit stellt sie ihre zukünftigen Möglichkeiten grundsätzlich in Frage.

## 4.2. Helga Königsdorf: Im Schatten des Regenbogens

### 4.2.1. Figurenportraits

Königsdorfs Roman *Im Schatten des Regenbogens* hat die Aufarbeitung der Vergangenheit im Realsozialismus und die Analyse der Gegenwart in Ostberlin um 1992/93 - aus der Sicht Betroffener - zum Thema. Die Ausführung erfolgt weniger durch die an Ereignissen arme Handlung als durch die Zeichnung detaillierter Figurenportraits der Protagonisten. Diese leben als sogenannte „Abgewickelte“ in einem Mietshaus in einer Wohngemeinschaft, die von ihnen von vornherein nur als Zwischenlösung angesehen wird. Die ursprüngliche Wohnungsmieterin ist die Sekretärin Ruth Makuleit. Zugezogen sind ihr ehemaliger Chef, der „Alte“, außerdem seine Kollegin, das einstige Wunderkind „die Alice“, die auf eine außergewöhnliche Karriere als Wissenschaftlerin zurückblicken kann, sowie die achtzigjährige Nachbarin Frau Franz und einige ‚Kurzzeitmieter‘ des sogenannten Durchgangszimmers. Mit Ausnahme der zuletzt Genannten kennen sich die anderen Personen schon lange.

Im „Zahlographischen Institut“ der DDR hatte Ruth Makuleit eine Sachbearbeiterstelle in der Personalabteilung innegehabt, die ihr Ansehen, Vertrauen und nach ihrer Einschätzung auch Beliebtheit eingebracht hatte. Der feste Platz in einer Gemeinschaft ist für sie notwen-

---

<sup>59</sup> Ebd., S. 168f.

<sup>60</sup> Ebd., S. 155

dig. Sie sieht sich selbst als einen Menschen, „dessen Leben, mit all seiner Mühsal, Anerkennung finden mußte.“<sup>61</sup> Sie mag den Alten und kommt mit ihm aus, „aber nur noch, weil er als Verlierer dastand. Und plötzlich kam ihr der Gedanke, der Mann könne in Wirklichkeit der Gewinner sein. Und die Überraschung, daß man es auch so sehen konnte, verwirrte sie ein wenig.“<sup>62</sup>

Nach der Wende werden von „den Neuen“ Rationalisierungsmaßnahmen durchgeführt, die nach einiger Zeit auch zu ihrer Kündigung führen. Ruth Makuleit empfindet diese als so schmachvoll, daß sie es nicht über sich bringt, ihre Mitbewohner davon zu informieren. Auf der geheim gehaltenen, erfolglosen Suche nach einer anderen Arbeitsstelle erlebt sie demütigende Situationen. Ruth versucht, mit den Widersprüchen des Alltags zurechtzukommen, indem sie sich möglichst wenig exponiert, sich selber dazu ermahnt, ihre Gefühle vor anderen nicht zu zeigen und die eigenen Gedanken zu verbergen. „Man hatte Masken getragen. Grotteske, dumme Masken. Vieles war wie ein Spiel gewesen, dessen Unsinnigkeit offensichtlich war [...]. Doch die Masken waren abnehmbar gewesen, und man hatte dahinter sein Gesicht bewahrt. Jetzt wurden die Masken feiner, und sie wuchsen fest.“<sup>63</sup> Ruths Vergleiche zwischen den Lebensbedingungen der sozialistischen Gesellschaft und denen der Gegenwart fallen ambivalent aus. Sie sind gekennzeichnet von Voreingenommenheit gegenüber dem Westen, aber auch von romantisierenden Klischees vom untergegangenen besseren Staat, die zu korrigieren sie kaum bereit ist. Als sie eine neue Existenzgrundlage nicht mehr für möglich hält, wählt sie den Weg in den Freitod.

Auch nachdem der Alte erkennen mußte, daß die Realität wenig mit der Utopie des sozialistischen Systems zu tun gehabt hatte, trat er nicht aus der Partei aus und blieb trotz seiner Degradierung bis zur Kündigung an seinem Arbeitsplatz. Er empfindet Schmerz, fühlt sich verlassen, verbirgt jedoch seine Gefühle den Mitbewohnern gegenüber. Mit seinen ehemaligen Genossen, deren Zahl ständig abnimmt, trifft er sich nur noch heimlich. Das Zehlographische Institut hatte der Alte als sein Lebenswerk angesehen, obwohl die Arbeitsbedingungen nach den Vorschriften der Parteileitung zu wünschen übrig ließen. „Im Prinzip hatte er die Katastrophe lange vorausgesehen. Er hatte es gewußt, ohne wirklich daran glauben zu können.“<sup>64</sup> Die jetzige westdeutsche Institutsleitung versagt dem Alten jegliche Anerkennung für seine geleistete Arbeit; von den Bedingungen, unter denen gearbeitet worden war, hat sie keinerlei Kenntnis. Der Alte wird zwar nicht respektlos, aber doch mit einer gewissen Herablassung behandelt. „Daß die Neuen jemanden in die Ecke stellen mußten,

---

<sup>61</sup> H. Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 31

<sup>62</sup> Ebd., S. 40

<sup>63</sup> Ebd., S. 41f.

<sup>64</sup> Ebd., S. 37

dafür hatte der Alte durchaus Verständnis [...]. Was er aber den Neuen übelnahm, war die Dämonisierung des ganzen Mittelmaßes, mit dem er es dauernd zu tun gehabt hatte.“<sup>65</sup>

Zu seinen festen Überzeugungen gehört, daß sich eine Sache durch Leistung ausweisen müsse. In seinem Zimmer, das er in der Wohngemeinschaft bewohnt, hängt der Spruch „Der Mensch ist nicht auf der Welt, um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu erfüllen“. Der Alte verkörpert diese Maxime, die nicht erst auf dem Boden der DDR entstanden ist, sondern ihren Rang schon im Katalog preußischer Tugenden besaß. Er diszipliniert sich selbst und sagt, „er habe wieder Tritt gefaßt“<sup>66</sup>. „Die Arbeit sei das Schlachtfeld, auf dem der Kampf entschieden würde.“<sup>67</sup> Die aus der Militärsprache stammenden Ausdrücke charakterisieren ihn als einsatzbereiten, arbeitswilligen Menschen. Seine Anpassungs- und Lernfähigkeit kommen ihm in der Zeit des Umbruchs zugute. Ohne seine inneren Überzeugungen zu ändern, versucht er einen neuen Anfang.

Alice, die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Alten am Institut, ist vielschichtig und kontrastreich angelegt. Getrieben von einer ehrgeizigen Mutter, die Liebe nur gegen Leistung an die Tochter gab, begeht sie bei ihrer nie endende Suche nach Liebe manchen Irrtum. Sie lernt vieles, aber nicht das Lieben. Mit einer glänzenden Dissertation über ein lange ungeöstes mathematisches Problem hatte sie vor Jahren die Fachwelt überrascht. Sie hatte das Privileg, im In- und Ausland Vorträge halten und an Tagungen teilnehmen zu dürfen. Bewunderung und Verachtung für das Gesehene hielten sich die Waage. Jetzt kommt sie sich nutzlos vor. Sie flüchtet in Träume, die ihre Erschütterung spiegeln: sie geht auf Menschen zu, die sie jedoch abweisen. Niemand kennt sie. Es gibt keinen Platz für sie.

Nachdem Alice die fachliche Evaluierung erfolgreich hinter sich gebracht hat, steht ihr die moralische und politische durch eine Integritätskommission bevor. Manche Kollegen vermuten in ihr eine ehemalige Mitarbeiterin der ‚Stasi‘. Beweisen kann dies jedoch niemand. Einer Ladung vor die Kommission folgt Alice nicht und erklärt, „es sei ihr unmöglich gewesen, ein Begriffssystem zu finden, das für ein solches Gespräch notwendig wäre.“<sup>68</sup> Daß irgendwelche Leute über sie Gericht halten wollen, empört sie so sehr, daß sie glaubt, „wirklich zum ersten Mal zu etwas Bösem fähig“<sup>69</sup> zu sein. Seit der Wende herrscht in ihr ein Chaos an Gefühlen. „Wut, Traurigkeit, Freude, Erschrecken, alles war in ihr gewesen.“<sup>70</sup> Später weichen diese Erregungen einem gewissen Stolz auf die eigenen Leistungen in der

---

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Ebd., S. 167

<sup>67</sup> Ebd., S. 130

<sup>68</sup> Ebd., S. 62

<sup>69</sup> Ebd., S. 63

<sup>70</sup> Ebd.

Vergangenheit. Aber es gelingt ihr nicht, ihre Gefühlslage zu stabilisieren. Obwohl sie die alten Verhältnisse auf keinen Fall zurück wünscht, empfindet sie Heimweh nach ihnen - eine Ambivalenz, die ihren Schmerz noch steigert.

Ihr Eintritt in die Partei, der für sie die Bedeutung einer Initiation hatte, erfolgte „im Zeichen der Liebe für die Sache“. Aber trotz ihrer Hingabe zur Partei kann sie sich nicht mit all deren Zielen identifizieren, sie fühlt sich sogar unwürdig und interpretiert im Nachhinein ihr Verhalten als ein Buhlen um Liebe. Bei ihren häufigen Grübeleien stößt sie auf vergangene Ereignisse, die ihr jetzt fragwürdig vorkommen. Trotz ihrer Karriere und Erfahrungen bleibt sie naiv und spontan, so daß sie irgendwann die leichte Beute eines Geheimdienstmannes wird. Sie verstrickt sich in eine unglückliche Beziehung, gebiert einen Sohn, den sie sofort zur Adoption freigibt. Danach verfällt sie in Depressionen und unternimmt einen Selbstmordversuch.

Zu ihrem früheren Leben hat sie eine große Distanz. Aber auch der Gegenwart entrückt sie allmählich. Einem überzeugten Sozialisten, der sie vor dem Imperialismus warnen will, gesteht sie, daß sie sich bei dem Gedanken elend fühle, daß immer noch Menschen die schöne Vision einer gerechten Gesellschaft hätten und die gleichen Fehler noch einmal begehen wollten. Resigniert kommt sie zu dem Fazit: „Es gibt das Richtige nicht“.<sup>71</sup>

Als sich Zeichen für das Auseinandergehen der Wohngemeinschaft mehren, verläßt Alice unbemerkt das Haus. In einem unwirklichen ziellosen Gang durch mehrere Stadtviertel verliert sie langsam das Gefühl für Zeit und Raum. Irgendwann trifft sie auf eine Gruppe Straßenmusikanten, zu deren Musik sie tanzt. Ihr Dasein endet auf mystische Weise: „Und eine große Helligkeit war in ihr.“<sup>72</sup>

Weitere Personen in der Notgemeinschaft ergänzen das Bild des häufig deprimierenden Lebens, in dem nur selten zaghafte Hoffnungen aufkommen. Die achtzigjährige Frau Franz kommt aufgrund ihres Alters als exemplarische Figur für die aktive Auseinandersetzung mit der neuen Zeit nicht mehr infrage. Dagegen verkörpert „Unserehanni“ eine solche Position. Das Possessivpronomen vor ihrem Vornamen ist ein Hinweis auf die Beziehung der anderen zu Hanni, die mit feiner Ironie als ‚everybody’s darling‘ dargestellt wird. Sie hat die Wende ‚unbeschadet‘ überstanden, kommt mit der neuen Zeit zurecht, hat optimistische Zukunftspläne und auch Perspektiven. Die desolante Stimmung ihrer Mitbewohner spürt sie sofort und bemüht sich besonders um Alice, die sie aus ihrer Erstarrung reißen will. Sie wohnt im Durchgangszimmer, dem sog. Berliner Zimmer, das zur historischen Architekturkonzeption

---

<sup>71</sup> Ebd., vgl. S. 151

<sup>72</sup> Ebd., S. 163

von Berliner Mitwohnungen gehörte, das hier aber gleichzeitig ein Symbol für die allgemeinen sich rasch ändernden Strukturen und Lebensbedingungen ist, und quasi als Bühne dient, auf der die Nebenfiguren im Roman in wechselnden Perspektiven gezeigt werden können. Zeitweilig lebt ein Untermieter in der Wohngemeinschaft, von dem nichts weiter bekannt ist. Aufgrund eines ständig mit sich geführten ominösen „schwarzen Dederonbeutels“<sup>73</sup>, in dem er, wie er auf Befragen der anderen sagt, eine Handgranate aus Volksarmeebeständen aufbewahrt, gilt er als potentieller terroristischer Bombenleger.

#### 4.2.2. Innere und äußere Befindlichkeiten

Die Gedanken der Protagonisten richten sich hauptsächlich auf die Vergangenheit. Immer wieder tauchen Erinnerungen auf, in denen das Leben vor der Wende als das bessere erscheint. Da jeder von ihnen Phasen der Angst, der Einsamkeit und Isolation durchlebt, besteht das Bedürfnis, miteinander über vertraute und verbindende Dinge zu sprechen. Manchmal geschieht dies beim Tee in der gemeinsamen Küche. Ruth Makuleit träumt den Traum von der gerechten Gesellschaft weiter. Sie weiß, „daß die Neuen, die jetzt Ordnung schaffen, nie verstehen würden, wie man sogar nach angewiesenen Arbeitseinsätzen Heimweh haben konnte“.<sup>74</sup> Nicht nur ihre eigene Tüchtigkeit wird nicht mehr gewürdigt, auch die des Alten und der Alice werden nicht mehr benötigt. Königsdorf deutet es folgendermaßen: „Wird der Mensch aber ohne Zukunftsaussichten ausgegrenzt und gedemütigt, wird alles, worauf er einst stolz war, herabgewürdigt, wird seine Mentalität nur noch als lächerlich und störend empfunden, weil sie der Durchsetzung der neuen kollektiven Idee, der Effizienz im Wege ist, dann wird das Spuren hinterlassen [...]“.<sup>75</sup>

Alice versucht, die Vergangenheit durch Erinnern zu rekonstruieren, wobei sie jedoch an ihrer eigenen Gedächtnisleistung Zweifel verspürt. „Man war Antifaschist. Man war für den Frieden. Man war für eine gerechte Welt. Für mehr konnte man gar nicht sein.“<sup>76</sup> Auch hier geht es nicht um die Position eines Individuums, sondern „man“ steht generalisierend für alle, für das Kollektiv, das wegweisend und richtunggebend war. Der Alte reflektiert die Vergangenheit auf einem flexibleren Niveau. Die Arbeit war für ihn immer das Wichtigste im Leben gewesen: die Arbeit am Zahlographischen Institut und die Arbeit in der Partei. Als aktives Parteimitglied wurde er bald Institutsleiter, da er Verantwortung tragen wollte. „Wenn schon führende Rolle, dann bin ich da, wo geführt wird. Dachte der Alte, nachts an

---

<sup>73</sup> Ebd., S. 68

<sup>74</sup> Ebd., S. 41

<sup>75</sup> H. Königsdorf: Das Recht auf Identität und die Lust zur Intoleranz. In: *Aus dem Dilemma eine Chance machen*, S. 85

<sup>76</sup> Dies.: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 22

seinem Schreibtisch. Aber als er noch dachte, erschrak er, weil ihm bewußt wurde, daß seine Zeit vorbei war.“<sup>77</sup>

#### 4.2.3. Der Verlust der sozialen Utopie

Jeder in der Gruppe gibt zu, daß der Reformsozialismus nicht mehr funktionierte und er ihre geleistete Arbeit ineffektiv gemacht hatte. Dennoch halten sie hartnäckig an dem Traum von der gerechteren Gesellschaft fest. Sie bäumen sich gegen die Einsicht auf, daß das vertraute Wertesystem keine Gültigkeit mehr hat, daß Errungenschaften wie der legalisierte Schwangerschaftsabbruch plötzlich kriminalisiert werden und daß angeblich nur schlechte Mütter ihre Kinder in Krippen unterbringen. Der eigentliche Schmerz und die Wehmut, von dem im Roman mehrfach wörtlich die Rede ist, gelten nicht so sehr dem Untergang des Systems, sondern mehr dem Verlust eines Zugehörigkeitsgefühls. Für viele DDR-Bürger hat in dem System trotz seiner Fehler auch etwas sehr Wertvolles gelegen: es existierte eine Vision für die Zukunft. Mittlerweile weicht diese Feststellung häufig der Einstellung, daß den Bürgern von ihrem Staat vierzig Jahre ihres Lebens gestohlen worden seien.

Von westdeutschen Experten wird der Alte „evaluiert“. „Auf Grund seiner Verstrickung in das Unrechtssystem sei er persönlich nicht geeignet, in den Hochschuldienst zu gehen, [...]. Der Alte würde in den nächsten Tagen einem Kündigungsschreiben entgegensehen können.“<sup>78</sup> Das ist eine überhebliche Siegerpose des Westens, in der Demütigung und Kränkung für den Besiegten liegen. Der Terminus „Unrechtssystem“ ist rein ideologisch konnotiert.

Nächtelange Grübeleien sollen helfen, eine andere Sicht auf die Welt zu finden, den eigenen Standort neu zu definieren. Die Mitglieder der Wohngemeinschaft hatten beachtliche Erfolge in ihren beruflichen Karrieren erlebt. Sie waren hoch motiviert gewesen, auch ohne nennenswerten materiellen Anreiz außerordentliche Leistungen zu erbringen. Die Anerkennung der östlichen und westlichen Fachwelt hatte sie stolz und zufrieden gemacht. Natürlich dienten ihre Arbeitsleistungen nicht nur der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, wie das im Westen anscheinend üblich war. Sie waren auch als gesellschaftlicher Auftrag für Staat und Partei erbracht worden und dadurch in ihren Augen von höherem, nämlich moralischem Wert. In einem Essay über dieses Thema sagt Königsdorf: „Aber wie schwierig es sein würde, plötzlich ganz anders sein zu wollen, hatten sie nicht vorhergesehen. Zwar war das Alte nicht akzeptabel, aber der Unsinn war wenigstens vertrauter Unsinn“.<sup>79</sup>

---

<sup>77</sup> Ebd., S. 35

<sup>78</sup> Ebd., S. 78

<sup>79</sup> H. Königsdorf: Was wollen die Ossis eigentlich? In: *Aus dem Dilemma eine Chance machen*, S. 95

Das Tempo und die Art und Weise der Veränderungen nach der Wende hatte sich kaum jemand vorstellen können. Der Alte gehört zu denen, die sich nicht so leicht entmutigen lassen. Er hält den Demütigungen stand und beginnt mit Selbstdisziplin und Energie, marktwirtschaftliche Strukturen zu studieren und sich mit der Benutzung eines Computers vertraut zu machen. Bei einem späteren Wiedersehen mit Hanni macht er ihr sogar einen Heiratsantrag, was dieser gar nicht so gelegen kommt, da sie andere Zukunftspläne verfolgt. Sie will in einer noch zu gründenden Gesellschaft, für die der Alte seinen Namen hergeben soll, einen leitenden Posten bekleiden. Da sie früher schon an mehreren sehr unterschiedlichen Arbeitsplätzen ihre Fähigkeiten bewiesen hatte, geht sie selbstbewußt und voller Optimismus an das Projekt heran.

#### 4.2.4. Ost-West Konstellationen

Wer sind wir eigentlich? Wir sind nicht die, die wir zu sein glaubten. Wir sind aber auch nicht die, zu denen man uns abstempeln will. Vielleicht aus Gründen, die wir nicht durchschauen. Wer bin ich? Was meint heute noch mein ‚Wir‘? Diese schöne schreckliche Welt erlaubt kein langes Grübeln. Wir müssen uns ihr stellen, und während wir das tun, begreifen wir zugleich, daß dies der Weg ist, Identität zurückzugewinnen.<sup>80</sup>

Zu diesen Fragen hat Königsdorf schon bald nach der Wende in mehreren Artikeln und öffentlichen Diskussionen Stellung genommen. Im vorliegenden Roman versucht die Erzählerinstanz, die Problematik am aktiven, aber auch passiven Verhalten der Protagonisten aufzuzeigen. Vorrangig interessiert dabei nicht ihr individuelles Schicksal, sondern sie sind als Repräsentanten für verschiedene Gruppen der Bevölkerung im Osten zu sehen. Deren Wir-Gefühl erfährt dabei mehrfache Deutungen. Zunächst bezieht es sich auf Abgrenzung der Bürger der ehemaligen DDR gegenüber denen der ehemaligen Bundesrepublik. Die Unterschiede zwischen der sozialistischen und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung werden vereinfachend so dargelegt, daß es im Osten die besseren Antifaschisten, das dichtere soziale Netz und höhere humanitäre Ziele gab, während der Westen die angenehmere Konsumwelt aufweist und das besser funktionierende Wirtschaftssystem hat. Ein westdeutsches Kommissionsmitglied bringt das auf den folgenden Nenner: „Es ist doch nichts, aber auch gar nichts hier in diesem Land, was nicht wurmstichig wäre.“<sup>81</sup>

Eine Fahrt von Alice und dem Alten zur Frankfurter Börse dient ihnen dazu, sich einen Eindruck von der kapitalistischen Wirtschaftsinstitution zu verschaffen: „Die Alice und der Alte standen auf der Empore und sahen fast andächtig, wie das Herz des Kapitalismus zuckte

---

<sup>80</sup> Dies.: Das Recht auf Identität und die Lust zur Intoleranz. In: *Aus dem Dilemma eine Chance machen*, S. 83

<sup>81</sup> Dies.: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 58

und die Kapitalströme bald in die eine, bald in die andere Arterie pumpte. Andächtig, weil alles so zweckmäßig und einfach war.“<sup>82</sup> Die Börse wird gleichzeitig als Metapher benutzt. Sie funktioniert nicht nur wie ein menschlicher Organismus. Sie ist auch Herrschaftsinstrument. Der reiche Westen ist in der Lage, mit Hilfe von Geld den abgewirtschafteten Realsozialismus zu überwinden.

Das ‚Wir‘ bezieht sich aber auch auf viele Organisationen wie Jugendgruppen, Arbeitskollektive, die Volkssolidarität und Vereine, die gemeinschaftliche Ziele haben und dadurch identitätsstiftend wirken. Für die Alice stellt es sich so dar, daß „der Mensch nach dem Angebot des Wir wie nach einem Strohalm griff, um sein ungeliebtes Ich zu bergen“<sup>83</sup> Im Zuge der Wende, die Königsdorf als „einen Moment Schönheit“<sup>84</sup> bezeichnet hat, sind viele dieser Gemeinschaften zerfallen und damit auch die daran gebundene Identität. Wendet man den Begriff auf der Ebene des Staates an, so hat Bundestagspräsident Wolfgang Thierse diesen Gedanken zehn Jahre später prägnant formuliert:

Die DDR hatte ja nie eine eigene nationale Identität, sondern nur einen einerseits sicherheits- und machtpolitischen Existenzgrund als Westposten des sowjetischen Imperiums und andererseits eine immer prekäre, immer labile ideologische Identität, zunächst aus Antifaschismus gespeist, dann aus marxistisch-leninistischer Ideologie.<sup>85</sup>

Da zu den zentralen Anliegen der DDR-Bürger die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und nicht mit sich selbst gehörte, war man nicht gewohnt, in der Kategorie ‚Ich‘ zu denken. Daraus resultiert die Schwierigkeit, nun Entscheidungen für sich selbst treffen zu müssen, die zuvor immer eine höhere Instanz getroffen hatte. Nur der Alte und Hanni gehen zielgerichtet daran, die Beschädigungen des Selbstwertgefühls aufzuarbeiten und als Individuen Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Bei dem Alten vollzieht sich das auf integere Weise, während das Verhalten von Hanni eher opportunistisch wirkt.

Der im Westen lebende Zwillingbruder des Alten, mit dem er seit seiner Kindheit keinen Kontakt mehr hatte, kommt eines Tages als Mitglied einer Kommission nach Berlin, um die Mitarbeiter des Instituts, und somit auch seinen Bruder, zu „evaluieren“. Die vormalig herausragende Stellung, die langjährige Parteizugehörigkeit und politische Einstellung des Ostalten sind allseits bekannt. Die Konfrontation empfinden die Brüder zunächst als peinlich: der Westalte als Vertreter des Systems, das über die Macht und das Geld verfügt, der Ostalte als Verlierer des aus seiner Perspektive gerechteren Systems, das gescheitert ist. Die

---

<sup>82</sup> Ebd., S. 89

<sup>83</sup> Vgl. ebd. S. 20

<sup>84</sup> *1989 oder Ein Moment Schönheit* ist der Titel einer Collage aus Briefen, Gedichten, Texten von Helga Königsdorf.

<sup>85</sup> W. Thierse: Helden aus Verzweiflung, in: *FAZ* (7.10.1999). S. 14

äußerliche Ähnlichkeit der Brüder ist so groß, daß die Institutsangehörigen zunächst einen Doppelgänger zu sehen glauben. Augenscheinliche Unterschiede werden an der Kleidung - „Wessi-Outfit“ - und dem „irgendwie selbstsichereren“ und „kultivierteren“ Auftreten festgestellt. Aufgrund ihrer Prägung durch konträre gesellschaftliche Realitäten hatte sich der Ostbruder den Westbruder früher als den Klassenfeind vorgestellt, wogegen dieser in seinem Ostbruder „einen Bösewicht von Format“ vermutet hatte.

Ihre Gespräche bilden die Reflexionsebene, auf der einerseits die Sehnsucht nach Anerkennung der eigenen Lebensleistung und der Verlust der sozialen Verheißung und andererseits die Arroganz, das geringe Verständnis und die mangelnde Einbindung der Betroffenen für die anstehenden Aufgaben thematisiert werden. Das wechselseitige Feindbild weicht bald einem Anflug von Sympathie, wenn auch der Umgang miteinander zwangsläufig von Unsicherheit begleitet bleibt. Der Westalte entschuldigt sich dafür, daß er den Auftrag zur Evaluierung „aus dummer Neugier“<sup>86</sup> angenommen habe.

Der Westalte lädt seinen Bruder in sein Heim in einer süddeutschen Stadt ein. Bei dem Zusammensein wird ein gemeinsamer gewissermaßen gesamtdeutscher Wesenszug der Brüder deutlich, auf den mit feiner Ironie hingewiesen wird. Beider Lebensläufe sind bestimmt von ihrer Tüchtigkeit, „eine(r; G.K.) der wichtigsten kollektiven Ideen der Deutschen“<sup>87</sup>. Ihre Meinungsverschiedenheiten resultieren aus Erinnerungen, die an völlig unterschiedliche Wertsysteme gebunden sind. Der Ostbruder erkennt zwar die Irrtümer in der Vergangenheit, könnte sich selber aber nie als einen Demokraten vorstellen. Er hält an der Utopie fest, daß ein wirtschaftlicher Aufschwung in der DDR möglich gewesen wäre. Der Westbruder fungiert schließlich als sein Ratgeber bei einem möglichen beruflichen Neuanfang und den Bemühungen um seine Rehabilitierung.

#### 4.2.5. Heimat und Identität

Auffallend häufig ist die Rede vom Verlust der Heimat und von dem Wunsch, beheimatet zu sein. Die Partei war dem Alten „Heimat gewesen, hatte ihm die Familie ersetzt“.<sup>88</sup> Er empfindet nach der Wende „Wut auf sich selbst, auf den unsinnigen Schmerz, der ihn, ob er es nun wollte oder nicht, mit den anderen verband. Den Schmerz, heimatlos geworden zu sein.“<sup>89</sup> Die Begriffe ‚Heimat‘ und ‚Heimatlosigkeit‘ haben in diesem Kontext eine neue Bedeutung. Im zweiten Weltkrieg und in den ersten Nachkriegsjahren waren in Europa viele Menschen zur Flucht gezwungen, oder sie wurden aus ihren angestammten Lebensräumen

---

<sup>86</sup> H. Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 155

<sup>87</sup> Dies.: Identität auf der Waage. In: *Aus dem Dilemma eine Chance machen*, S. 93

<sup>88</sup> Dies.: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 36

<sup>89</sup> Ebd., S. 80

vertrieben. Der Begriff Heimatlosigkeit konnotierte im wesentlichen den Verlust eines lokalisierbaren geographischen Raumes. Die Heimatbindung des Alten in *Im Schatten des Regensbogens* ist jedoch nicht an das Territorium Ostberlins oder der DDR, sondern an seine Partei und an die Genossen geknüpft. In dieser Relation spiegelt sich das veränderte Heimatverständnis der Gegenwart, das im übrigen unabhängig von einem ost- oder westdeutschen Standpunkt ist. Hermann Bausinger stellt in seinem Aufsatz *Heimat und Identität*<sup>90</sup> die „Typologie von Umwelten“ von zwei amerikanischen Organisationssoziologen vor, die drei Typen von Umwelt unterscheiden:

Die erste - bezogen auf fortschrittliche Industriegesellschaften - bezeichnen die Wissenschaftler als „turbulente Umwelt“. Sie ist komplex und dynamisch und daher schwer zu bewältigen, d.h. die darin Lebenden brauchen Heimat als Nahwelt, die verständlich und durchschaubar ist - „Heimat also als Gegensatz zu Fremdheit und Entfremdung.“

Der zweite Typus von Umwelt: Die „Turbulenzen“ werden nicht dort erzeugt, wo die meisten Menschen leben und arbeiten, sondern in wirtschaftlichen und politischen Machtzentren. Mißtrauen wächst also gegenüber den Hauptstädten mit ihrer Zentralgewalt und gegen die Ballung von Kapitalmacht.

Der dritte Typus: Der Versuch, sich den Turbulenzen zu entziehen, führt zum Rückzug in die Familie oder in „andere neuentstandene familiäre Gruppierungen“. Heimat erscheint demnach als „ein verlässlicher größerer Lebenszusammenhang“.

Auffällig bei dieser Kategorisierung ist nicht nur der soziale, sondern auch der politische Bezug. Der zweite Typus Umwelt erfaßt präzise die Haltung der Ostdeutschen zum Kapitalismus. Der dritte ist anwendbar auf die Rolle der Partei in der Gesellschaft und den Zusammenschluß vieler Einzelner zu Gemeinschaften, in denen das Bewußtsein von Identität erstarkt. Den Begriff ‚Identität‘ bezieht Bausinger auf das Individuum und definiert ihn als Zustand, „in dem er (der Einzelne; G.K.) seiner selbst gewiß ist, in dem er gelebtes Leben - Vergangenheit - tätig an die Zukunft zu knüpfen vermag, in dem er von den anderen, von der Bezugsgruppe oder den Bezugsgruppen voll akzeptiert ist.“ Mit dem Zerfall politischer und gesellschaftspolitischer Strukturen in der ehemaligen DDR und dem Eindringen von Normen der ehemaligen Bundesrepublik wird dem Zusammengehörigkeitsgefühl vieler Ostdeutscher die Basis entzogen. Nur wenige Jahre nach der Wende sehen sie in der sozialistischen Gesellschaft „ein(en; G.K.) Hort gemütlicher Geborgenheit“<sup>91</sup> und zweifeln daran, ob

---

<sup>90</sup> H. Bausinger: Heimat und Identität. In: *Heimat*, S. 25f.

<sup>91</sup> K. Harpprecht: Im Niemandland. Die Crux der Ex-DDR ist ihre geistige Heimatlosigkeit. In: *Die Zeit* (10.9.1998). S. 48

es eine (gesamt)deutsche Identität jemals wird geben können. Im Lebenslauf eines ehemaligen DDR-Bürgers wird das so ausgedrückt: „Die DDR ist weg - ist verlorengegangen, abhanden gekommen. Ab jetzt wissen wir, wie schwer es ist, mit der eigenen Geschichte umzugehen. Jetzt muß ich allein herausfinden, was und wer ich in der DDR war. Und was die DDR für mich war. Auch was Heimat für mich in der DDR war.“<sup>92</sup> Legt man den solchermaßen erweiterten Heimatbegriff zugrunde, so wird klar, was für den Alten in Königsdorfs Text Heimatlosigkeit bedeutet. „Die wahre Crux (wenn das Wort erlaubt ist) der Ex-DDR ist die geistige Heimatlosigkeit ihrer Bürger, die sich in der Abwehr Europas und des Westens verkrampfen. Es ist ihre Verschanzung in einem ideologischen Niemandsland.“<sup>93</sup> Mit dieser These wird das Heimatverständnis um einen Aspekt erweitert, unter dem Situationen der Nachwendezeit beschrieben werden können. Es ist zu vermuten, daß Königsdorf ihn ebenfalls dort einordnete, als sie sich 1990 so äußerte: „Heimat, das habe ich im Herbst begriffen, ist der Ort, wo man sich einmischen darf.“<sup>94</sup>

#### 4.2.6. Schlußbemerkung

Die Analyse der postsozialistischen Gesellschaft, die durch die Protagonisten repräsentiert wird, erfolgt aus der Perspektive einer ostdeutschen Erzählerin. Die in der DDR auf vielen Gebieten eingeschränkte Freiheit des Einzelnen, die undemokratischen Strukturen, die Überwachungspraxis durch die ‚Stasi‘, die Widersprüche zwischen Anspruch und Verwirklichung der eigenen Postulate werden in Ansätzen nur durch den Alten und Alice thematisiert. Mitunter hat es den Anschein, daß eine irrationale Sehnsucht nach den vergangenen vertrauten Zuständen übermächtig ist. Skepsis gegenüber dem Fortschritt nach westlichen Vorgaben nimmt einen breiten Raum ein, so daß Hoffnungen auf eine bessere Zukunft kaum keimen können und die Bereitschaft, sich auf etwas Neues einzulassen, Ausnahmen bleiben.

---

<sup>92</sup> Zitiert nach H. Lee: *Geständniszwang und ‚Wahrheit des Charakters‘*, S. 15

<sup>93</sup> K.Harpprecht: Im Niemandsland. Die Crux der Ex-DDR ist ihre geistige Heimatlosigkeit. In: *Die Zeit* (10.9.1998). S. 48

<sup>94</sup> H. Königsdorf: Deutschland, wo der Pfeffer wächst. Ein Beitrag zur Diskussion um die Literatur der DDR und ihre Autoren. In: *Die Zeit* (20.7.1990). S. 40

### 4.3. Brigitte Burmeister: Unter dem Namen Norma

#### 4.3.1. Utopie und Wirklichkeit

Im Bezugsrahmen der beiden historischen Eckdaten 17. Juni 1953 und 14. Juli 1789, die verknüpft sind mit den Ereignissen der Wendezeit, sind Träume, Erinnerungen, Reflexionen, Freude, Traurigkeit, Enttäuschung und Hoffnung wahrnehmbar. Die Ich-Erzählerin Marianne Arends geht dabei nicht chronologisch vor, sondern überblendet Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Die Erinnerungen an die Vergangenheit in der DDR sind ambivalent, da sie einmal aus Mariannes eigener und zum andern aus der Sicht ihres Ehemannes Johannes geschildert werden.

Die historische Folie bildet die Biographie des jungen französischen Revolutionärs Saint-Just, die Marianne übersetzt und die ihn als „personifizierte Utopie“<sup>95</sup> erscheinen läßt. Die schnell verblaßten Visionen der französischen Revolutionäre haben ihre Entsprechung in dem niedergeschlagenen Aufstand der Ostberliner Arbeiter im Jahre 1953. Unter nicht zu vergleichenden Voraussetzungen wurde in beiden Fällen der Kampf zur Durchsetzung von Idealen begonnen. Die Hoffnungen auf einen besseren Sozialismus nach der Wende wurden enttäuscht. Die angestrebten Ziele erwiesen sich als utopisch.

#### 4.3.2. Der 17. Juni und der 14. Juli

Geschildert wird ostdeutsche gesellschaftliche Gegenwart im Jahr 1992 in Berlin-Mitte aus dem Blickwinkel von Mariannes Wohnung im Hinterhof eines Altbauhauses. Veränderungen und Verfall nach dem Staatskollaps werden ähnlich wie Bildfolgen in einem Dokumentarfilm gezeigt. Zu den des öfteren von der Erzählerin beobachteten Alltagsereignissen gehören Möbeltransporte, weil Mitmieter ein- oder ausziehen. Als es um das Schicksal ihrer guten Bekannten Margarete geht, deren Wohnung leergeräumt wird, schreit Marianne ihrer schwerhörigen Nachbarin ins Ohr, daß sich Margarete aufgrund des Verdachts der Stasimitarbeit umgebracht habe. Marianne erinnert sich an die alleinerziehende Mutter, die feststellen mußte: „Keine Alternative weit und breit, denn unsere Gesellschaft, statt vielfältige Formen von Gemeinschaft zu erproben, zeigte sich hier so verstockt und unfähig wie überall, wo es um den neuen Menschen ging, [...]“<sup>96</sup>

Die stämmige Figur, das südländische Aussehen und Margaretes Stimme im Hof werden noch einmal lebendig und auch die damalige Frage eines Mitmieters, „ob neuerdings auch

---

<sup>95</sup> S. Cramer: Deutsche Zustände und die offenen Felder im Gefüge der Gegenwart, in: *Süddeutsche Zeitung*, (5.10.1994). S. L9

<sup>96</sup> B. Burmeister. *Unter dem Namen Norma*, S. 36f.

Zigeuner hier einquartiert würden.“<sup>97</sup> Nach dem Verlust ihres Arbeitsplatzes folgen lange Wartezeiten auf Ämtern, wo sie sich vergeblich bemüht, eine neue Stellung und Wohnung zu finden und schließlich die Hoffnung aufgibt. Dennoch haben die Leute für Margaretes Todessprung vom Balkon wenig Verständnis. In Gerüchten und Mutmaßungen wird das Schicksal der Selbstmörderin aufgerollt, das exemplarisch für viele Gescheiterte der Nachwendezeit steht:

Man bringt sich doch nicht um wegen solcher Geschichten, wo kämen wir hin, wenn jeder, dem was schief geht, den Strick nimmt, nein, da müssen wir jetzt durch, schließlich kann es nur besser werden, und wer vierzig Jahre überstanden hat, was wollen die Leute eigentlich, [...] bloß nicht sich durchbeißen, Verantwortung übernehmen [...].<sup>98</sup>

Aber man reagiert auf den Freitod auch mit Resignation: „[...], was zu viel ist, ist zuviel, hieß es, ein weiteres Opfer unserer unblutigen Revolution, nein, so hatten wir uns die Erneuerung nicht vorgestellt, wieder auf Kosten der Schwachen, der Dünnhäutigen, [...]“<sup>99</sup> Marianne ist wütend darüber, daß sich Menschen - einbegriffen ist auch Johannes - einfach aus dem Staube oder ins Jenseits machen und die anderen zurücklassen, die des Zusammenhalts bedürfen und sich nun im Stich gelassen fühlen: „Und in den frischen Gräbern hier die Opfer, Täter, Opfertäter, alle nicht mehr zu vernehmen, desto dichter die Mutmaßungen, bündiger die Urteile, endgültige Ratlosigkeit bei denen, die sich nichts erklären konnten.“<sup>100</sup>

Die Protagonistin fühlt sich einsam und denkt an ihren in den Westen gegangenen Mann, der dort für beide eine neue Zukunft aufbauen will und mit dem sie seit kurzem per Kartentelefon problemlos Verbindung aufnehmen kann. Der Todesfall hat sie erschüttert. Da ihr das Telefon als probates Kommunikationsmittel für das traurige Ereignis unangenehm ist, bittet sie Johannes in einem imaginären Gespräch, sie bei der Beerdigung zu begleiten und kennt doch in vorausschauender Phantasie die schlüssig vorgetragenen Gründe für seine Ablehnung. Der Gedanke an die bevorstehende Trauerfeier und den Friedhof weckt in ihr Erinnerungen an frühere Grabgänge an Totensonntagen, bei denen sie den an ihren Schuhen hängenden Schlamm zu Krepptsohlen stilisiert hatte. Krepptsohlen gehörten für sie zur Warenwelt des Westens.

Zwischen Johannes und Marianne wird mit der äußeren Entfernung voneinander auch die bereits beginnende innere Distanz spürbar: in einem Monolog versucht sie ihm klarzumachen, daß aus ihrer Sicht die Probleme, die sich nach der Wende ergeben haben, keinesfalls

---

<sup>97</sup> Ebd., S. 38

<sup>98</sup> Ebd., S. 42f.

<sup>99</sup> Ebd., S. 42

<sup>100</sup> Vgl. ebd., S. 44

mit einem Umzug in den Westen mit seinen materiellen Attraktionen gelöst werden können. Zur Wirklichkeit des Alltags gehören auch die endlosen Diskussionen, an denen sie aktiv oder passiv beteiligt ist, Diskussionen zwischen ihr und Johannes, zwischen Johannes und Max, Freund der beiden und zeitweiliger Liebhaber Mariannes, oder zwischen ihr und ihrer Freundin Norma. Immer wieder geht es um „gut und böse, Wahrheit, Lüge, Mut und Feigheit, Täter, Opfer, Schuld und Sühne, alles hohle Begriffe, wie sich leicht feststellen ließ [...]“.<sup>101</sup>

In einer Rückblende erinnert sich Marianne, zusammen mit Max, der in Kürze in einer Landkommune bei Meißen einen neuen utopischen Lebensentwurf umsetzen will, an das Datum des 17. Juni 1953. Entgegen aller üblichen Erwartungen verbindet sich für Marianne damit nicht vorrangig die Geschichte des Kampfes um soziale Gerechtigkeit der Industriearbeiter - im offiziellen Sprachgebrauch der DDR als ‚konterrevolutionärer Putsch‘<sup>102</sup> bezeichnet - sondern die recht triviale Erinnerung an das Mittagessen, zu dem es überbackenen Blumenkohl gegeben hatte, und an die Schwierigkeit ihrer Mutter, sich durch das mit Demonstranten vollgestopften Berlin einen Weg nach Hause zu bahnen. Die kluge, kritische Schulfreundin Jutta, Tochter überzeugter Kommunisten, hatte damals ein für Marianne überraschendes Urteil über den Aufstand am 17. Juni abgegeben. Sie hielt die Erhebung gegen das kommunistische Régime für unsinnig und deutete sie auch nicht als einen Schrei nach Freiheit und sozialer Gerechtigkeit. Die damaligen DDR-Pressemitteilungen, in denen die erfolgten Schauprozesse gegen Demonstranten gerechtfertigt wurden, haben ihre historische Entsprechung bei Saint-Just, der wie Robespierre „an die vorläufige Notwendigkeit des Terrors glaubt“<sup>103</sup> und „als Handelnder schuldig wird“<sup>104</sup>, indem er zahlreiche Hinrichtungsurteile gegen Abweichler unterschreibt, bevor er - nicht einmal zwei Jahre später - als Unterdrücker selbst unter der Guillotine endet.

### 4.3.3. Wahrheit und Lüge

Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) [...] vereinigt in sich DDR-interne Schutz- und Sicherheitsfunktionen mit offensiven Aufklärungsfunktionen nach außen. [...] Abschirmung und Überwachung, wie sie im MfS begriffen werden, setzen die Existenz eines umfassenden, weitverzweigten Informations- und Spitzelwesens voraus. Seine im Dienstsprachgebrauch sogenannten „Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) und „Gesellschaftlichen Mitarbeiter Sicherheit (GMS) werden auf 60 000 bis 80.000 geschätzt. Spitzel, die in allen Bereichen von Staat und Gesellschaft zu vermuten sind, werden teils „auf materieller Basis“ [...], teils durch politische Überzeugung, vielfach aber auch durch

---

<sup>101</sup> Ebd., S. 60

<sup>102</sup> *DDR Handbuch*, Bd. 1, S. 695

<sup>103</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 270

<sup>104</sup> Vgl. das Thema „schuldig werden durch Handeln“ in Marons *Stille Zeile Sechs*

Nötigung oder durch eine Kombination aller drei Anwerbungsformen gewonnen und zu regelmäßiger Mitarbeit verpflichtet.<sup>105</sup>

Das Ausmaß der Überwachungspraxis wurde erst nach der Wende durch die Einsichtnahme Betroffener in die Akten der Staatssicherheit erkennbar. Insofern ist der fiktionale Bericht über IM Norma ein Fall, der für Authentizität steht und sich viele Male in dieser oder ähnlicher Weise abgespielt hat. Es existieren hier also zwei Ebenen von Wahrheit: eine tatsächliche historische und eine mögliche persönliche.

Marianne beginnt ihre Lügengeschichte, die sie auf einem Gartenfest einer teilnahmsvollen westlichen ZuhörerIn erzählt, mit den Worten: „Es ist an der Zeit, daß Sie die Wahrheit über mich erfahren.“<sup>106</sup> Bis in die Einzelheiten der proletarischen Herkunft des Vaters, seiner unbeirrbareren Überzeugung als antifaschistischer Klassenkämpfer und ihrer eigenen Erziehung im Rahmen dieser Ideologie erzählt Marianne ihren Einstieg als IM und ihre Liebes- und Leidensgeschichte mit einem Verbindungsmann der ‚Stasi‘, der sie schwängert und dann zu einer Abtreibung nötigt. Selbst Mariannes Deckname scheint ein Omen zu sein. Norma soll der Überlieferung nach als Priesterin zur Zeit der Besetzung Galliens durch die Römer gelebt haben. Sie hat von einem römischen Feldherrn, den sie liebt und der doch ihr Feind ist, zwei Kinder und geht in dem unlösbaren Konflikt unter.

Die erfundene Biographie der Norma trifft die Vorstellungen der westlichen ZuhörerIn, die als Prototyp des mitleidigen ‚Wessis‘ fungiert, so genau, daß Marianne die Erzählung mit Einzelheiten anreichert, die – gewissermaßen als Köder ausgelegt - bereitwillig angenommen werden und der Erzählfaden von der ZuhörerIn an einigen Stellen selbständig weitergesponnen wird. Sie bezeichnet Marianne schließlich nicht nur als aktives, sondern als tragisches Opfer und ist der Überzeugung, daß diese Angelegenheit unbedingt an die Öffentlichkeit weitergegeben werden müsse. Dem westlichen Klischee von den Opfern der Stasi setzt Marianne ein östliches Stereotyp von ehemaligen Stasimitarbeitern entgegen. Sie bezichtigt sich zwar des Verrats, betont aber auf der anderen Seite, sie habe nie die Absicht gehabt, jemandem zu schaden und habe dies ihrer Kenntnis nach auch nicht getan. Mit sarkastischem Unterton stellt sie die rhetorischen Fragen: „Wünschen wir uns nicht Eindeutigkeit? Lieben oder Hassen? Wirkliche Opfer können wir bedauern, wirkliche Täter verabscheuen. Was aber mit aktiven Opfern?“<sup>107</sup>

---

<sup>105</sup> *DDR Handbuch*, Bd.II, S. 909

<sup>106</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 224

<sup>107</sup> Ebd., S. 236

Johannes erfährt die Geschichte bald, ist empört, fühlt sich von Marianne vor seinen zukünftigen Kollegen und Nachbarn bloßgestellt und fordert seine Frau auf, die Wahrheit zu sagen, die er notfalls auch aus ihr „herausprügeln“ will. Zu ihren kaum überzeugenden Erklärungen gehört auch die folgende: „Denn nie und nimmer wäre meine reale Geschichte auf solche Glaubensbereitschaft gestoßen wie der Zusammenschritt von erwartungsgemäßen Gruselbildern! Anstatt mich dem Verdacht auszusetzen, sagte ich, daß ich unterschlage und beschönige, wenn ich erzähle, wie dies und das gewesen ist, habe ich von vornherein gelogen. Und mir wurde geglaubt!“<sup>108</sup> Für Johannes offenbart sich hinter Mariannes Lüge die Wahrheit über ihre Identität als Stasimitarbeiterin. Die Beziehung zerbricht. Mariannes Freundin Norma sieht in der Lüge nur den fälligen Schritt zur endgültigen Trennung des Paares, dessen stark voneinander abweichende Erinnerungen an die gemeinsam verbrachten Jahre und an Vorstellungen von einer realisierbaren Zukunft schon vor Mariannes Reise in den Westen Streit ausgelöst hatte.

Am 14. Juli, dem zweiten historischen Datum, kehrt Marianne nach Ostberlin zurück. Sie ist sich nach dem fluchtartigen Aufbruch aus dem Westen des Datums nicht bewußt, bis sie auf ihre Fahrkarte schaut. „Was hatte der Tagesstempel auf meiner Karte mit dem Sturm auf die Bastille zu tun.[...] weiß Gott kein Anbruch einer neuen Zeit [...] - das Ende einer Geschichte, ich wollte nicht daran denken, wollte nur, daß die Zeit verging.“<sup>109</sup>

#### 4.3.4. Identitäts- und Standortsuche

Der Versuch, die Vergangenheit aufzuarbeiten, und die Suche nach einem neuen Standort erfolgt in einem Prozeß des Erinnerns, der von Trotz, Zweifeln und Enttäuschungen begleitet ist. Die reale gesellschaftspolitische Situation im nun frei zugänglichen Westen kann aus eigener Anschauung und nicht durch Informationen der öffentlichen Medien beurteilt und mit der im Osten verglichen werden. Während des dreiwöchigen Besuchs der Protagonistin bei ihrem Mann erscheinen ihr die Gesichter von Westdeutschen „strotzend vor Selbstverständlichkeit“<sup>110</sup>, „alle zusammen eine geschlossene Gesellschaft, zu der Fremde keinen Zutritt haben. [...] Menschen mit einer Glasur über den Gesichtern“.<sup>111</sup> Es ist wahrscheinlich, daß sich das Gefühl des Nichtdazugehörens und der Fremdheit in jeder ähnlichen Situation einstellt und auch nachvollziehbar ist. Doch selbst als Marianne und Johannes allein sind, stellen sich Vertrautheit und Harmonie nicht mehr ein. Beim Abendessen in einem italienischen Restaurant sieht sie ihm beim Weinverkosten zu und hält das Ritual für einen Spaß.

---

<sup>108</sup> Ebd., S. 252

<sup>109</sup> Ebd., S. 183

<sup>110</sup> Ebd., S. 180

<sup>111</sup> Ebd., S. 211

Mit Befremden muß sie feststellen, daß es für ihn schon zum Habitus gehört und als Merkmal des ausgewiesenen Kenners wichtig ist, ebenso wie andere Verhaltensweisen Bestandteil seines neuen Lebensstils und -gefühls sind. Sie versucht, sich mit den Augen der Bewohner des gepflegten Mannheimer Vorortes zu sehen und stellt fest, daß sie als eine ‚von drüben‘ noch viel lernen muß.

Auf dem Gartenfest empfindet Marianne das ihr entgegengebrachte Verständnis der Gäste als herablassend. Die Bemerkung, daß ‚Besserwissis‘ in den neuen Bundesländern arrogant auftreten und im Osten vieles noch rückständig sei, wird einem Partygast in den Mund gelegt, was die ironische Distanz der Erzählerin deutlich werden läßt. Marianne erfüllt in einer Art Rollenspiel westliche Vorstellungen, indem sie die beiden Deutschlands als blühende Oase und Wüstensand einander gegenüberstellt und den ostdeutschen Landsleuten „Wüsten in den Seelen“<sup>112</sup> bescheinigt. Sie unternimmt keinen Versuch, über die Lebensumstände in der ehemaligen DDR wahrheitsgemäß zu erzählen. Mit ihrer Lügengeschichte vervollständigt Marianne DDR-Stereotype, wie sie nach ihrer Einschätzung von Westdeutschen gesehen werden. Johannes gegenüber sagt sie: „Also habe ich ausgepackt [...] und bin meine Identität losgeworden. Im doppelten Sinne, verstehst du?“<sup>113</sup>

Die Reflexion über verlorene Identität findet aber ebenso im vertrauten Milieu im Ostberliner Kiez statt, wo einkehrende Besucher auf ihr Benehmen und ihre Sprache hin von den Stammgästen taxiert und akkurat östlichen bzw. westlichen Mustern zugeordnet werden. Das Wir-Gefühl der Einheimischen gegenüber den Fremden bildet eine unsichtbare Trennlinie. Ironie, aber auch Melancholie schwingen in Mariannes Worten zu Max: „Vor drei Jahren ist die Ewigkeit zusammengebrochen, die Zeit seitdem entfesselt, und wir geistern durch die alten Räume und versichern uns, hier zu sein, als wüßten wir noch, wo das ist.“<sup>114</sup> Mariannes Spiel mit wechselnden Identitäten beschränkt sich nicht auf die Gegenwart. Sie hat sich schon während ihrer Schulzeit darin geübt. In den sechziger Jahren erfindet sie eine indische Missionarin als ihre Doppelgängerin, um der Bedrückung zu entkommen, eingemauert worden zu sein. Sie kehrt „mit funkelneuer Identität“<sup>115</sup> aus der Fremde zurück und träumt sich durch die Wirklichkeit, „mit der etwas nicht stimmte und die ihr, bei Licht besehen, zeigte, daß an der wachen Wirklichkeit etwas faul war.“<sup>116</sup>

---

<sup>112</sup> Ebd., S. 225

<sup>113</sup> Ebd., S. 252

<sup>114</sup> Ebd., S. 79

<sup>115</sup> Ebd., S. 75

<sup>116</sup> Ebd., S. 24

Die Erinnerungen an gemeinsame Jahre mit Johannes werden von Marianne - trotz eingeschränkter Freiheit und häufig schlechter Versorgungslage - als vollkommen glücklich festgehalten, während Johannes z.B. an die bürokratischen Hürden bei der Beantragung eines Ferienplatzes oder die Umweltverschmutzung am Ferienort denkt. Mit einem Kompromiß versucht Marianne einzulenken: „das meiste war nicht gut, aber auch nicht alles schlecht, nicht wahr“.<sup>117</sup> Sie will und muß ihre Hoffnungen auf einen neuen Anfang im Osten verteidigen. Ohne daß sie sich zuvor darüber klar geworden wäre, stand schon lange vor der Lügengeschichte über Norma fest, daß Marianne ihre Heimat Berlin nicht aufgeben will. Die westdeutsche Gesellschaft empfindet sie in jeder Hinsicht als abstoßend. Johannes' Entschluß, in den Westen zu gehen, führt zu einem heftigen Streit. Es kommt zur Eskalation: „Irgendwann hörte ich mich schreien: Nun geh endlich in deinen Scheißwesten, und denk bloß nicht, ich komme hinterher.“<sup>118</sup>

Die zerbrochene Beziehung zu Johannes ist auch ein zumindest vorläufiger Schlußstrich unter die Auseinandersetzung mit westdeutscher Denk- und Lebensweise. Die Protagonistin erstrebt einen neuen Anfang in der Freundschaft mit Norma und schließt einen Freundschaftsbund mit ihr. Dieser Entwurf läßt viele Fragen offen, hat aber einen realen Hintergrund. Marianne ist durch ihre Übersetzungarbeit mit der Biographie und den Ideen Saint-Justs vertraut. Ein herausragender Aspekt bezieht sich auf die Bedeutung von Freundschaft, die er zu einem Pfeiler der neuen Gesellschaft machen wollte, um soziale Unterschiede und die Ungleichheit heterogener Bildungs- und Besitzstände zu überwinden.

Max hält anläßlich des beschlossenen Freundschaftsbunds zwischen Marianne und Norma eine feierliche Rede, in der er sagt: „Freundschaft ist nicht die schlechteste Art, mitzuwirken an der gesellschaftlichen Vereinigung, diesem Knäuel aus Hoffnungen, Mängeln und Mißverständnissen, von den Sachzwängen ganz zu schweigen.“<sup>119</sup> Auch die Frage nach Identität erörtert er: „Sind wir auf dem richtigen Weg, wenn wir unsere Identität in geschlossener Fülle suchen, in Lückenlosigkeit?“<sup>120</sup> Die ironische Distanz und gleichzeitig vorsichtige Hoffnung weisen auf die Möglichkeiten hin, in der Gegenwart und auch in der Zukunft zurechtzukommen. Mitschuld durch Nichthandeln in der Vergangenheit soll nicht verdrängt werden, aber sie ist kein Grund, den Mut zu verlieren.

---

<sup>117</sup> Ebd., S. 116

<sup>118</sup> Ebd., S. 95

<sup>119</sup> Ebd., S. 283

<sup>120</sup> Ebd., S. 282

#### 4.3.5. Schlußbemerkung

Warum hat die Erzählerin die Lügengeschichte über IM Norma erfunden? Sie wisse es selber nicht, „der Beweggrund sei die leere Mitte“<sup>121</sup>, sagt sie zu ihrer Freundin und hofft, daß diese eine Erklärung finden kann. Aber die pragmatische Freundin Norma bleibt die Antwort schuldig. Aus einer gewissen Bitterkeit und Überreaktion mag die Lüge ihre Form gewonnen haben. Sie kann auch aus dem unbewußten Wunsch herrühren, den schon entfremdeten Partner zu provozieren und ihm zu beweisen, daß es eine gemeinsame Basis für die Zukunft nicht mehr gibt. Sein gesellschaftliches Bewußtsein ist in nuce schon kapitalistisch orientiert. Mariannes Vorstellung besteht darin, zusammen mit ihrer Freundin „die alten Formen zu bewahren, um sie mit neuem Leben zu erfüllen“.<sup>122</sup>

### 4.4. Jens Sparschuh: Der Zimmerspringbrunnen. Ein Heimatroman

#### 4.4.1. ‚Ossis‘ und ‚Wessis‘

Der Ich-Erzähler Hinrich Lobek gehört zu den Ostdeutschen, die nach der Wende arbeitslos geworden sind, da die kommunale Behörde, bei der er angestellt war, nicht mehr existiert. Während seine Ehefrau Julia beruflich anscheinend gut mit den neuen Verhältnissen zurechtkommt, ist Lobek frustriert. Er hat den Eindruck, daß die Deutschen nur noch als Stereotype, die ‚Ossis‘ und die ‚Wessis‘, wahrgenommen werden und daß diese Klischees oft zu Mißverständnissen, zu Abwehrhaltungen oder bestenfalls zu nicht gerechtfertigter Wertschätzung beider Seiten führen.

Hinrich Lobek führt gewohnheitmäßig ein Protokollbuch. Es handelt sich dabei um ein Arbeitsmittel, mit dem auf ‚Stasi‘-Gepflogenheiten, aber auch auf seine früheren Pflichten als Angestellter der Kommunalen Wohnungsverwaltung (KWV) angespielt wird. Jede noch so unerhebliche Begebenheit trägt Lobek unter Angabe von Ort und Uhrzeit im Telegrammstil ein. Außerdem notiert er die Gespräche mit seiner Frau Julia, d.h. ihre zahlreichen Vorwürfe und Ermahnungen und seine einsilbigen Antworten, sowie die nur in seinen Gedanken bestehenden Rechtfertigungen. Aus der Ich-Perspektive von Lobek lernt ihn der Leser näher kennen und findet zahlreiche Merkmale, die Ostdeutsche charakterisieren. Lobek vermittelt den Eindruck, unselbständig und unsicher zu sein und oft linkisch aufzutreten. Nach dreijährigem vergeblichen Bemühen, eine neue Arbeitsstelle zu finden, steht er auf der Seite der Verlierer, mit denen man Mitleid empfinden kann, das jedoch mit einer gewissen Herablas-

---

<sup>121</sup> Vgl. ebd., S. 250

<sup>122</sup> Vgl. ebd., S. 280

sung vermischt ist. Wenn ihn seine Frau auf dem Sofa schlafend vorfindet und sagt: „Es kann doch nicht wahr sein, daß du wieder den ganzen Tag stabile Seitenlage geübt hast...“<sup>123</sup>, so liegt darin unverhohlene Kritik an seinem Verhalten, das für Julia träge und antriebslos wirkt und Eigeninitiative vermissen läßt. Manchmal spornt sie ihn aber auch an.

Lobek zieht sich in die Scheinidylle seines Hobbyraumes zurück, der für ihn zur Insel wird, die ihm Zuflucht vor seiner Umwelt und vor Julia bietet. Hasso, der Hund des Paares, wird von Lobek in Anspielung auf sein Inseldasein in „Freitag“ umbenannt, während Julia den Hund weiterhin bei seinem ursprünglichen Namen ruft. Freitag wird zum manchmal lästigen, aber in jedem Fall verlässlichen Gefährten Hinrichs, der zunehmend in Einsamkeit und Isolation gerät. Im Umgang mit dem Hund versucht er gelegentlich, Autorität zu zeigen und seinen Willen durchzusetzen. Wenn ihm das gelingt, empfindet er sich als Freitags Herr und nicht etwa als Herrchen. Ihre Gemeinschaft bezeichnet er einmal als „unseren hübschen kleinen Robinson-Club“<sup>124</sup>.

Zu Hinrichs Lieblingsbeschäftigungen gehören Laubsägearbeiten, denen „er sich im Hobbyraum hingibt“<sup>125</sup>. Sie haben in seinem Leben als Arbeitsloser einen höheren Stellenwert, als wenn er sie lediglich als eine Freizeitbeschäftigung ansähe. Mit seiner manuellen Geschicklichkeit gelingt es ihm später, einen defekten Zimmerspringbrunnen JONA zu reparieren und kunstfertig umzugestalten. Er gibt dem Modell den beziehungsreichen Namen ATLANTIS und arbeitet im geheimen alle JONA-Modelle um. ATLANTIS wird zum Verkaufsschlager. Daraufhin nennt Lobek den Hobbyraum „streng vertraulich im Umgang mit ‚Freitag‘ [...] Fälscherwerkstatt“<sup>126</sup>. Er erlaubt dem Leser immer wieder, in das Protokollbuch zu schauen, so daß dieser Lobeks verborgene Gedanken kennenlernt, die zeigen, daß er sich meistens gut zu helfen weiß. Sein äußeres Auftreten wirkt dagegen eher unbeholfen und wird durch seine Kleidung ergänzt, die im häuslichen Bereich im wesentlichen aus ausgebeulten Jeans und pinkfarbenen oder giftgrünen Jogginganzügen besteht. Für die anstehende Reise in den Schwarzwald kauft er in einer Boutique mit dem bezeichnenden Namen „Avantgarde“ eine Hose. Er wählt auf Vorschlag der Verkäuferin ein brombeerfarbenes Modell. Als bei einer späteren Gelegenheit der Blick einer Kundin aus Dahlem auf die modische Farbe seiner Hose fällt, schätzt sie ihn als ‚Wessi‘ ein, da Männer ‚von drüben‘ eben nicht so gekleidet sind. Das Denken in diesen Kategorien ist weit verbreitet. Demnach tritt

---

<sup>123</sup> J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 21

<sup>124</sup> Ebd., S. 146

<sup>125</sup> Vgl. ebd., S. 11

<sup>126</sup> Ebd., S. 128

„der Westmensch“<sup>127</sup> gewandt und selbstsicher auf, trägt stets die passende Kleidung und wirkt gelegentlich auch arrogant.

Erst in den im Verkaufsseminar geübten Rollenspielen ändern sich die Fronten: Ein den Vertreter spielender Westdeutscher macht alle nur denkbaren Fehler. Als Lobek an die Reihe kommt, soll er einen Kunden zum Kauf eines Zimmerspringbrunnens motivieren, der eigentlich nichts kaufen will. Lobek fühlt sich wie gelähmt; ihm fällt kein einziges Argument ein. Aus purer Verlegenheit schaltet er das bereitstehende Modell BUDENZAUBER ein, beugt sich dabei aber zu weit nach vorn, so daß der aufsteigende Wasserstrahl in seinem Gesicht endet. Damit ist nach Lobeks Überzeugung die Vorführung endgültig mißlungen. Er sieht sich im Geiste schon wieder auf der Heimfahrt nach Berlin und stellt sich das mitleidige Gesicht Julias vor, als er ihr den Fehlschlag gesteht. Zu seinem maßlosen Erstaunen erhält er jedoch von Direktor Boldinger Schützenhilfe, der Lobeks Manöver für einen ganz bewußt eingesetzten Trick hält, mit dem er seine Aufgabe auf nonverbaler Ebene meistert. Die realistische Situation eines Vertreters wird in dieser Szene auf eine Metaebene transponiert. Der in Verkaufspsychologie geschulte Boldinger sieht Lobek „bewundernd an, wie man eine exotische Pflanze ansieht. ‚Herrschaften, das nenne ich östliche Ruhe und meditative Kraft! Ja, Mensch, auch wir hier im Westen können von Ihnen lernen. Durchaus!‘“<sup>128</sup> Das Lob ist ernst gemeint, zeigt aber gleichzeitig, wie stark das Denken Boldingers von Klischees durchsetzt ist. Ein ‚Ossi‘ ist für ihn nicht einfach ein Deutscher aus Ostdeutschland, sondern eher eine „exotische Pflanze“. Ein Ostdeutscher meditiert mit „östlicher Ruhe“. Der Leser weiß natürlich, daß diese Ruhe nicht bewußt eingesetzt worden, sondern durch Lobeks Sprach- und Ratlosigkeit während des Rollenspiels entstanden ist. Boldinger bezieht die „östliche Ruhe“ auf den Ostdeutschen Lobek, von dem nicht anzunehmen ist, daß er eine spezifisch ostdeutsche Denkweise beherrscht; implizit wird auf fernöstliches Denken angespielt, wozu Westdeutschen nach Boldingers Einschätzung die „meditative Kraft“ fehle. Das große Lob seines Chefs und der Beifall der Seminarteilnehmer aufgrund seiner Rolle als Verkäufer sind Lobek unbegreiflich. Aus der Diskrepanz zwischen der Wahrnehmung der Teilnehmer und der des Lesers entsteht die Situationskomik. Gleichzeitig wird gerade dieser Unterschied zur Basis für Lobeks ersten Erfolg.

Die Formulierung „wir hier im Westen“ ist ein weiteres Beispiel dafür, daß die beiden Deutschländer noch zu keiner Einheit verschmolzen sind. Der Verkaufsleiter Strüwer nennt den ortskundigen Lobek im Spaß „den Eingeborenen“<sup>129</sup>, spricht auch von „dem Ostdeut-

---

<sup>127</sup> Ebd., S. 112

<sup>128</sup> Ebd., S. 52f.

<sup>129</sup> Ebd., S. 89

schen an und für sich<sup>130</sup> und zeigt starkes Interesse, etwas über „die Sitten und Gebräuche der Ostdeutschen“<sup>131</sup> zu lernen. Damit nimmt Strüwer bei seinem Aufenthalt in Berlin eine Haltung ein, die an koloniale Herrschaftsstrukturen erinnert. Man verschafft sich das know-how mit dem Ziel der größtmöglichen Ausnutzung von Menschen und Ressourcen, d.h. in diesem Fall Umsatzsteigerung in den neuen Bundesländern. Das tiefere Verständnis für die Menschen und ihre Lebensbedingungen nach der Wende fehlt sowohl Boldinger als auch Strüwer.

Eine sich hartnäckig haltende Vorstellung bei Westdeutschen - und häufig auch bei Ostdeutschen - ist die potentielle Verwicklung zahlloser ehemaliger DDR-Bürger in Stasikontakte. So fragen auch Strüwer und Boldinger Hinrich Lobek nach seiner Vergangenheit - zwar nicht *expressis verbis*, aber doch hinreichend deutlich. Sie kennen sogar die häufig benutzte Umschreibung „die Firma“, wenn es um das Ministerium für Staatssicherheit geht. Natürlich wirkt Lobeks Antwort zweideutig, wenn er seinen früheren Arbeitgeber, die KWV, als Firma bezeichnet und er außerdem noch im Besitz einer vollständigen Adreßkartei eines Ostberliner Bezirks ist, die sich für seine Vertreterkarriere als sehr nützlich erweist. Auch die diskret gestellte Frage des schwulen Strüwer, ob Lobek ihm nicht vielleicht ein Geständnis machen möchte, ist doppelsinnig, da Lobek sie sowohl auf seine mögliche Stasimitarbeit als auch auf Strüwers geheimen Wunsch beziehen kann, eine homosexuelle Beziehung mit ihm einzugehen. Boldinger versucht ebenfalls, Lobek das Geständnis einer „dunklen Vergangenheit“<sup>132</sup> zu entlocken und ist erleichtert, daß es eine solche nicht gibt, da er ihn zum Verkaufsleiter Ost befördern möchte. De facto würde damit der ‚Ossi‘ Lobek den ‚Wessi‘ Strüwer beruflich in Kürze überflügeln.

Manchmal sind die Gegenüberstellungen von ‚Ossis‘ und ‚Wessis‘ auch von bitterem Humor begleitet. Z. B. bietet der um etliche Jahre jüngere Strüwer Hinrich Lobek das Du an, was diesen verwundert, da das Anerbieten eigentlich von Lobek als dem Älteren hätte kommen müssen. „Aber schließlich, er (Strüwer; G.K.) war der Westmensch; da hatte er bei mir wahrscheinlich gleich automatisch ein paar Jährchen von den 40 Jahren DDR-Leben abgezogen, denn richtig gelebt hatten wir ja nicht.“<sup>133</sup> Strüwers Kommentar zur DDR hält Lobek in seinem Protokollbuch fest: „Das war ja kein Leben bei euch! Die Zeitungen waren keine Zeitungen. Die Wahlen waren keine Wahlen. Die Straßen keine Straßen. Nicht mal die Autos waren Autos.“<sup>134</sup> Zwar stimmt Lobek innerlich zu, fragt sich aber dennoch: „Aber,

---

<sup>130</sup> Ebd., S. 99

<sup>131</sup> Ebd.

<sup>132</sup> Ebd., S. 120

<sup>133</sup> Ebd., S. 112

<sup>134</sup> Ebd.

was zum Kuckuck war es dann, was wir die ganze Zeit getrieben hatten? Wer weiß. Man mußte es schon selbst erlebt haben, um es nicht zu verstehen.“<sup>135</sup> Die Dialektik dieser Schlußfolgerung läßt den Westdeutschen als den Verstehenden erscheinen, während dem betroffenen Ostdeutschen die Erkenntnis verwehrt bleibt und dessen Nicht-Verstehen aus westdeutscher Sicht auch wieder symptomatisch ist.

#### 4.4.2. Der Zimmerspringbrunnen: Poesie und Metaphorik

Der Römische Brunnen

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt  
Er voll der Marmorschale Rund,  
Die, sich verschleiernd, überfließt  
In einer zweiten Schale Grund;  
Die zweite giebt, sie wird zu reich,  
Der dritten wallend ihre Flut,  
Und jede nimmt und giebt zugleich  
Und strömt und ruht.

(C. F. Meyer)

Das gleichzeitige Geben und Nehmen der Schalen bezeugt Vereinigung von Gegensätzlichkeit. Es geschieht mit den Gegensätzen etwas Harmonisches. Dieser Dualismus kann metaphorisch für die Beziehung zwischen der DDR und der BRD gesehen werden. Auch das Verhältnis Boldingers zu den Ostdeutschen ist doppeldeutig, wenn man zugrunde legt, was in Oscar Wildes ironischer Feststellung zu lesen ist, die dem Roman vorangestellt ist: „Nur die Oberflächlichen kennen sich gründlich.“ Das Bild des Wassers, das strömt und ruht, paßt zu den konträren Positionen von Julia und Hinrich.

C.F. Meyers Gedicht bietet aber noch weitere Möglichkeiten: es ist auf dem Tagungsprogramm des am Rhein ansässigen Unternehmens PANTA RHEIn abgedruckt und dient als poetische Einstimmung in die profane Aufgabe der Außendienstler, Zimmerspringbrunnen zu verkaufen. Wasser als Ursprung allen Werdens, Wachsens und Vergehens ist schon immer ein Sinnbild des Lebens gewesen. In Sparschuhs Text tauchen zahlreiche Anspielungen, Allegorien und Metaphern auf und lassen dem Leser Spielraum für mehrere Deutungen. Der aus der griechischen Philosophie stammenden Lehrsatz *panta rhei* (alles fließt) kann sowohl auf das sich verändernde Leben des Protagonisten als auch auf das Entstehen und Untergehen der DDR bezogen werden.

---

<sup>135</sup> Ebd., S. 112

Die Konnotationen zum Element Wasser werden mit einigen Namen für die Zimmerspringbrunnenmodelle fortgesetzt. Bei dem Modell JONA registriert die Firma stagnierende Verkaufszahlen, ohne daß Gründe dafür erkennbar sind. Die Geschichte über den widerwilligen Propheten Jona stammt aus dem gleichnamigen Buch.<sup>136</sup> Jona zeigt keine Bereitschaft, dem Befehl Gottes Folge zu leisten. Erst in seinem lebensbedrohlichen Gefangenendasein im Bauch eines Wales kommt er zu Einsicht und Reue. Aber kaum entläßt ihn Gott in die Freiheit, widersetzt er sich erneut und zeigt Unmut gegen einen von Gott geänderten Entschluß. Er beharrt auf einmal festgelegten Dingen und akzeptiert nicht, daß Veränderungen sinnvoll sind und sich in der Zukunft auch positiv auswirken können. Als Gott den für Jona lebenserhaltenden, schattenspendenden Rhizinusbush verdorren läßt, besinnt sich Jona eines Besseren, aber erst dann, als ihm keine andere Wahl bleibt. Zu fragen bleibt, ob diese Parabel auf Hinrich Lobek als Individuum oder auf die DDR insgesamt anwendbar ist und der Zimmerspringbrunnen JONA als Auslaufmodell betrachtet werden soll.

Eines der in Lobeks Wohnung in Betrieb genommenen JONA-Modelle wird defekt, weil der Hund Freitag die gesamte Wassermenge aus dem Zimmerspringbrunnen säuft, da Lobek vergessen hatte, den Hundnapf mit Wasser zu füllen. Lobek versucht, den Schaden auszubessern. Da an einer Ecke der rechteckigen Kupferplatte ein Stück herausgebrochen war, sägt er sie so aus, daß sich wie von selbst die Umrisse der DDR ergeben. Das umgestaltete Modell nennt er ATLANTIS - ein Name, der seinen Ursprung in Platons „mythischer Erzählung *Atlantis* im *Timaios* und *Kritias* hat. Es handelt sich um eine riesige versunkene Insel der Vorzeit im Atlantischen Ozean. [...] Der Streit, ob *Atlantis* eine reine Fiktion ist oder ob in der Sage Erinnerungen an ein wirkliches Ereignis fortleben und wo *Atlantis* dann zu lokalisieren sei, begann schon in der Antike und ist bis heute noch nicht beendet.“<sup>137</sup>

Wenn man der Annahme folgt, es handele sich um einen von Platon erfundenen Inselstaat, der auch als ‚Insel der Seligen‘ bezeichnet wird, so kann man darin eine Analogie zur DDR sehen, die untergegangen ist, da sich das Ideal einer sozialistischen Gesellschaftsordnung nicht realisieren ließ.

#### 4.4.3. *panta rhei*

Der an mehreren Stellen des Romans aufgenommene Gedanke *panta rhei* mag eine ironische Metapher für die Vereinigung der beiden deutschen Staaten sein. Ebenso gilt er für die persönliche Entwicklung des Protagonisten. Er wirkt anfangs phlegmatisch: „Eigentlich bewegte ich mich gar nicht mehr, sondern saß, seit meiner Abwicklung, nur noch in der Woh-

---

<sup>136</sup> *Die Bibel*, s. Die prophetischen Bücher. 9. Jona, Kap. 1-4

<sup>137</sup> *Lexikon der Antike*, S. 73

nung herum.“<sup>138</sup> Er traut sich wenig zu, und das forsche Auftreten seiner Frau Julia erschreckt ihn mehr, als daß es ihn überzeugt. Die allgemein zögernde Haltung vieler Ostdeutscher, die anstelle falscher Entscheidungen lieber gar keine treffen, nimmt zunächst auch Lobek ein. Auf Julias Frage, wie er sich denn seine berufliche Zukunft vorstelle, antwortet er aus seiner Sicht „sehr richtig und zutreffend mit ‚Mal abwarten‘.“<sup>139</sup> Nachdem er jedoch die Einarbeitung als Vertreter erfolgreich absolviert hat, gewinnt er an Selbstvertrauen. Als Strüwer nach vielen Tagen gemeinsamen Außendienstes Lobek zu einem selbständigen Kundenbesuch ermutigt, bekämpft dieser seine Angst, beherzigt die Strategie „Ich will. Ich kann! Ich werde!“ und erreicht den Abschluß eines Kaufvertrages.

Danach, als wir uns im Wohnzimmer gegenüber saßen und Kaffee tranken, sagte mir Gaby (das ist der Vorname der Frau Windisch), mein entschlossenes Auftreten, mein zielsicher-männliches Vorgehen hätten ihr unheimlich imponiert. Endlich habe ihr mal wieder einer ohne große Worte gesagt, wo es langginge. Ich sei wohl jemand, der die Fäden fest in der Hand hielte und nicht erst lange fackele - sie sei davon wie hypnotisiert gewesen!<sup>140</sup>

Lobek spürt - vielleicht zum ersten Mal - daß er jemanden beeindrucken kann, daß die Begeisterung der Kundin echt, aber ihre Begründung falsch ist und daß er den Erfolg, wie schon öfter in seinem Leben, einem Zufall verdankt. Nur aufgrund seiner früheren Tätigkeit bei der KWV war er über die Raummaße und Aufteilung in den Neubaumietwohnungen genau informiert und konnte daher so wirkungsvoll auftreten. Dennoch wird Lobek bei diesem Vorfall klar, daß er nur durch seine Bereitschaft, sich einzusetzen und nach vorn zu schauen, sein Leben ändern kann.

Trotz seines beruflichen Aufstiegs ist er nicht froh. Seine Frau zieht aus der gemeinsamen Wohnung aus, nachdem aus ihrer Sicht ein Zusammenleben nicht mehr möglich ist. Die Auseinandersetzungen werden aus seiner Perspektive wahrheitsgemäß und ironisch geschildert: Julia redet, er schweigt. Er unternimmt einige ungeschickte Versuche, sie zurückzugewinnen. Das ist insofern inkonsequent, als er Julias Dominanz ihm gegenüber und ihre nach der Wende veränderte Lebenseinstellung im Grunde genommen nicht gutheißt. Die Einsichten, die er infolge der veränderten Verhältnisse selber gewonnen hat, kann er zunächst einmal nicht umsetzen, sondern gibt sie als Moralpredigten an seinen Hund weiter, der immer häufiger als Ansprechpartner fungiert. Der letzte Schauplatz seiner Hoffnungen, Julia zu treffen und zurückzugewinnen, ist der Bahnhof. Lobek begibt sich also dorthin, sieht Züge einlaufen und abfahren und im vorweihnachtlichen Reiseverkehr Ströme von

---

<sup>138</sup> J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 12

<sup>139</sup> Ebd., S. 58

<sup>140</sup> Ebd., S. 82

Menschen kommen und gehen. *Panta rhei*, das immerwährende Fließen, wird im Bild der Bahnhofshalle erneut aufgenommen. Dort trifft Lobek auf eine Gruppe obdachloser Stadtstreicher. Ihre Solidarität wirkt überraschend. Lobek, der ständig unter Kontaktarmut leidet, vertraut ausgerechnet dieser Gruppe an, daß er Verkaufsleiter ist und (s)eine Frau sucht. Natürlich glaubt ihm niemand. Das stört ihn jedoch nicht. Der Versuch, Julia aus dem Kreislauf des Weggehens und Ankommens der Reisenden herauszuziehen, scheitert.

#### 4.4.4. Der Heimatbegriff

Aufgrund der Auflösung der Ostberliner Kommunalen Wohnungsverwaltung (KWV) nach der Wende zählt Hinrich Lobek zu den „Abgewickelten“. „Draußen, im feindlichen Leben“<sup>141</sup> hat er erfolglos nach einem neuen Arbeitsplatz gesucht. Die Wohnung wird für ihn sowohl zu einer Zufluchtstätte als auch zu einem Ort des Überlebenstrainings. Dünne Wände zwingen ihn, Tag und Nacht am Leben in sämtlichen umliegenden Mietwohnungen akustisch teilzunehmen.

Obwohl das Viertel, in dem er wohnt, vor der Wende durchaus nicht als idyllisch zu bezeichnen war, bekommt es nun, da für Lobek die Umwelt fremd zu werden beginnt - einschließlich der inzwischen umbenannten Straße, in der sich seine Wohnung befindet - einen anderen Identifikationswert. Sehnsucht nach den alten Verhältnissen erzeugt bei ihm ein Heimatgefühl, das er zuvor vermutlich nicht gekannt hat. Die vielen Erneuerungen und Veränderungen im Straßenbild beobachtet er vom Fenster aus: „Ohne auch nur einen Fuß vor die Tür zu setzen, hatte ich mein altes Heimatland verlassen (bzw. - es mich).“<sup>142</sup> Hier verläßt also nicht ein Mensch seine Heimat, sondern sie verläßt ihn. Aufgenommen wird der Vorgang des Verlassenwerdens ein zweites Mal, als seine Frau beschließt, sich von ihm zu trennen.

Als Lobek auf eines seiner vielen Bewerbungsschreiben eine Einladung der Firma PANTARHEIn zu einem Vorstellungsgespräch in den Schwarzwald erhält, wo er außerdem an einer Verkäuferschulung teilnehmen soll, stößt er in seiner Pension eher zufällig auf einen Fotobildband mit der Aufschrift „Du, unsere schöne Heimat - Der Hochschwarzwald“<sup>143</sup>. Diese Formulierung löst bei ihm heftiges Heimweh aus. Er denkt an Zuhause und an seine Frau, die zum Zeitpunkt seiner Reise noch in der gemeinsamen Wohnung lebt, und hört sich selber sagen: „Ich liebe meine Heimat, die Deutsche Demokratische Republik“.<sup>144</sup> Das Auffällige an dem wie unter einem inneren Zwang erfolgten Geständnis Lobeks liegt darin, daß

---

<sup>141</sup> Ebd., S. 16

<sup>142</sup> Ebd., S. 38

<sup>143</sup> Ebd., S. 53

<sup>144</sup> Ebd., S. 55

das Objekt seiner Liebe zu diesem Zeitpunkt schon drei Jahre nicht mehr existiert, was seine intensive Wehmut aber nicht schmälert. Lobek ist zum ersten Mal im Westen; den Schwarzwald kennt er nur aus einer Fernsehserie. Die Landschaft verursacht ihm eher Unbehagen als Freude. Im Stil eines Protokolls notiert er: „Rundum war ich von Bergen umstellt. Kein Fluchtweg.“<sup>145</sup> Der Schwarzwald, der für die Ortsansässigen „die schöne Heimat“ bedeutet, stellt sich für Lobek stattdessen als eine Gegend dar, aus der es für ihn kein Entkommen gibt.

Heimat wird im Zusammenhang mit dem Bildband ironisch auf eine Kulisse reduziert. Aber daß der Begriff auch Lebenszusammenhänge umfaßt, wird in der Geschichte des ATLANTIS-Modells dargestellt und parodiert: Lobek gelingt durch die Empfehlung von Mitgliedern ‚eines mir bisher unbekannt gebliebenen halblegalen ‚DDR-Heimatvertriebenen-Verbandes‘, der erstaunlich gut und straff organisiert war‘, spektakuläre Verkäufe.<sup>146</sup> Die Anspielung auf noch heute existierende landsmannschaftlich organisierten Verbände, die Deutsche aus den ehemaligen Ostgebieten vertreten, die während des Zweiten Weltkrieges tatsächlich aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, ist offensichtlich. Es bleibt zu fragen, ob sich DDR-Bürger nach der Wende in ihrem eigenen Land wie Vertriebene fühlen, nachdem ihre westdeutschen Landsleute die Lebensbedingungen ohne Rücksichtnahme und Einfühlungsvermögen drastisch verändert haben. Lobek jedenfalls hat solche Empfindungen. Die satirische Pointe liegt darin, daß er ausgerechnet aufgrund der Empfehlung jenes fiktionalen oder vielleicht tatsächlich existierenden DDR-Heimatvertriebenenverbandes auf eine Zielgruppe trifft, die den Zimmerspringbrunnen unbedingt besitzen will, weil die Kupferplatte die Umrisse der DDR zeigt. Die große Nachfrage nach dem Modell setzt ihn immer wieder in Erstaunen: „Die meisten behandelten ATLANTIS wie einen Kultgegenstand. Es waren regelrechte Altarecken, wo er landete; manchmal hatte ich den Eindruck, in einem Traditionskabinett gelandet zu sein.“<sup>147</sup> Die Sehnsucht vieler Kunden nach den vergangenen DDR-Zeiten, die in ihrer Erinnerung mittlerweile heimatliche Gefühle evozieren, macht sich Lobek auf pfiffige Weise zunutze - eine Vorgehensweise, die im Vergleich zu seinem sonstigen Verhalten überrascht. Bei einer Reihe von ATLANTIS-Modellen kratzt er „‚Karl-Marx-Stadt‘ dort, wo sich heute Chemnitz befand“<sup>148</sup> in die Kupferplatte ein. Andere Modelle versieht er ebenfalls mit DDR-Städtenamen, oder er beläßt es bei der vulkanischen Ausgestaltung der Landschaft. In allen Fällen ist sein Ziel, für die potentiellen Käufer einen deutlich sichtbaren Heimatbezug herzustellen, der sich tatsächlich verkaufsfördernd aus-

---

<sup>145</sup> Ebd., S. 26

<sup>146</sup> Vgl. ebd., S. 106

<sup>147</sup> Ebd., S. 105f.

<sup>148</sup> Ebd., S. 105

wirkt. Zum anderen wird vom Autor eine Entwicklung der letzten Jahrzehnte - in satirischer Manier - thematisiert, bei dem die Begriffe Heimat und Identität verknüpft sind. Hermann Bausinger definiert es wie folgt: „Wenn man Heimat als ‚Ort tiefsten Vertrauens‘, als ‚Welt des intakten Bewußtseins‘ bezeichnet hat, dann ist Heimat nicht nur eine Basis für Identität, sondern gewissermaßen das Wesen der Identität.“<sup>149</sup> Folgt man dieser These, so lassen sich bei den handelnden Personen sowohl in Sparschuhs als auch in Königsdorfs und Burmeisters Texten Merkmale typisch ostdeutscher Identität feststellen.

Im Verlauf der Handlung verändert sich das West-Ost-Gefälle zugunsten des Ostens und seiner Bewohner. Ohne seine berufliche Zukunft zu planen, steigt Lobek auf und läßt nicht nur seine Kollegen, sondern auch seinen Verkaufsleiter hinter sich. Ob diese Entwicklung auf der fiktionalen oder der realen Ebene stattfindet, bleibt offen.

Die fragwürdigen Marketing-Methoden, mit Hilfe derer ausgerechnet Zimmerspringbrunnen vertrieben werden, die im Grunde niemand braucht, werden von Sparschuh zum Anlaß genommen, fundierte Kritik am kapitalistischen Wirtschaftssystem zu üben. Ob sich Lobek endgültig anpassen will oder einen anderen Weg finden wird, ist ebenfalls unentschieden.

#### 4.4.5. Schlußbemerkung

Im letzten Kapitel werden die Themen des Romans eher szenisch als narrativ festgehalten. Nach Tagen des Unbehautseins löst sich Lobek aus der Gruppe der Stadtstreicher und verläßt am Neujahrsmorgen die Bahnhofshalle. Draußen ist es sehr kalt. „Drüben, im Osten, ließ sich schüchtern die Sonne blicken. Daß die sich das überhaupt noch traute. Immerhin, sie war schamrot!“<sup>150</sup> „Drüben“ ist ein Begriff, der noch fest in der Sprache verankert ist; er dokumentiert, daß Berlin in den Gedanken seiner Bewohner weiterhin aus zwei Teilen besteht. Der Protagonist verleiht der Sonne am Morgen seines Aufbruchs menschliche Züge und sagt von ihr, sie sei „schüchtern“, „traue sich aufzugehen“ und sei „schamrot“. Auch der Leser hat mehrere Möglichkeiten, den Wendepunkt in Lobeks Leben zu betrachten: er kann das ironische Moment in dem klischeeartigen Bild der aufgehenden roten Sonne herausstellen. Es ist aber ebenso möglich, die Farbe Rot mit vielen anderen Ideen, Bildern und Symbolen zu konnotieren, wie es z.B. der Protagonist in Timms Roman *Rot* getan hat: „Rot wie der Osten, [...] Rotwerden vor Wut. Es ist genau die Ambivalenz der Farbe Rot. Sie ist eine dialektische Farbe.“<sup>151</sup> „Als reines Rot ist es die Farbe der Revolution, der Linken, der französischen Commune. Farbe des Lebens, der Veränderung. Schönes Rot.“<sup>152</sup> Die Sonne

---

<sup>149</sup> H. Bausinger: Heimat und Identität. In: *Heimat*, S. 13

<sup>150</sup> Vgl. J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 160

<sup>151</sup> U. Timm: *Rot*, S. 56

<sup>152</sup> Ebd., S. 88

mit ihrer lebensspendenden Kraft kann auch als positives Zeichen für die verhaltenen Hoffnungen Lobeks interpretiert werden.

## 4.5. Uwe Timm: *Johannisnacht*

### 4.5.1. Abwicklungen

Der namenlose Ich-Erzähler, ein in München lebender Schriftsteller, will eine kulturgeschichtliche Abhandlung über die Kartoffel schreiben. Ihn interessiert „der Zusammenhang zwischen Schmecken und Erzählen, beides habe ja mit der Zunge zu tun.“<sup>153</sup> Er reist nach Berlin und gerät mit Hilfe eines Bekannten auf die Spur eines „abgewickelten“ und, wie er bald erfährt, inzwischen verstorbenen Ostberliner Agrarwissenschaftlers Rogler, der ein Kartoffelarchiv hinterlassen haben soll. Die Suche nach diesem Kartoffelarchiv beginnt kurz vor der *Johannisnacht*, am 24. Juni 1995, als Tausende zu Christos Reichstagsverhüllung strömen. Sie führt den Protagonisten kreuz und quer durch die Stadt und in eine Reihe abenteuerlicher Episoden.

Vordergründig geht es in dem Roman um die Kartoffel, dem „Proleten unter den Gemüse“<sup>154</sup>, wie sie von Kubin, dem Bekannten des Erzählers, genannt wird, der als Unternehmensberater in Berlin viel Geld verdient und seine Ansicht über die Situation ehemaliger DDR-Wissenschaftler darlegt. Sie hätten vor der Wende in baufälligen Instituten herumgehockt, über außergewöhnliche Gegenstände geforscht und im übrigen Berichte übereinander geschrieben. Er läßt sich auch allgemein über die gegenwärtige Lage aus:

„Der Nachholbedarf der Osis ist enorm, sie drängen immer dahin, wo sie die große Welt vermuten. Und dann sagen sie dir, die DDR war genau genommen doch ganz gut, wenn, ja wenn man hätte reisen können.“<sup>155</sup> Der Protagonist erhält die Adresse des ebenfalls abgewickelten DDR-Wissenschaftlers namens Rosenow, der mit Rogler befreundet war. Rosenow teilt ihm mit, daß Roglers persönliches Archiv noch existiere. Verwoben in den Bericht über Rogler ist eine Rückschau auf die politische Lage des letzten Jahrzehnts in der DDR. Aus der Sicht Rosenows, der jetzt im Immobiliengeschäft sein gutes Auskommen hat, sei das sozialistische System mit seiner „Mangelgesellschaft an der allgemeinen Unfreundlichkeit kaputtgegangen.“<sup>156</sup> Er treibt die Kritik so weit, daß er die DDR als den faulsten Staat der Welt bezeichnet, gleichzeitig aber behauptet, er sei mit dem System zurechtgekommen. Sein

---

<sup>153</sup> U. Timm: *Johannisnacht*, S. 9

<sup>154</sup> Ebd., S. 13

<sup>155</sup> Ebd., S. 31f.

<sup>156</sup> Vgl. ebd., S. 35

Freund Rogler sei jedoch durch die Parteileitung mehrfach gehindert worden, seine Ideen zu verwirklichen: sein Ziel war, Vielfalt anstelle Vereinheitlichung bei der Kartoffelzucht. Die volkseigene Kartoffel, wässerig und geschmacklos, sei auf den Speisekarten der DDR-Gaststätten unter „Sättigungsbeilagen“<sup>157</sup> aufgeführt gewesen. Der Traum des Forschers, die Knolle zu rehabilitieren und mit dieser Maßnahme eine Kulturrevolution in der DDR einzuleiten, sei nicht zu verwirklichen gewesen. Mit leichter Ungeduld hört sich der Protagonist die ausführlichen Kommentare über „das Politikum an der Kartoffel“<sup>158</sup> an. Er möchte viel lieber sein eigentliches Anliegen verfolgen, nämlich über die Geschichte der Kartoffel, über Sorten und vor allem über deren Geschmack Einzelheiten zu erfahren. Aber so, wie er schon den Exkurs über den vergangenen Staat über sich ergehen lassen mußte, hört er nun etwas darüber, wie der Alltag für in der DDR arbeitende Wissenschaftler häufig ausgesehen und wie er sich ein paar Jahre nach der Wende für sie auf unterschiedliche Weise verändert hat. Sie verlieren ihre Stellungen. Sie verweigern sich direkt oder indirekt dem Leben nach der Vereinigung. Sie treten aber auch als Wendegewinnler auf, die dann in ihrem BMW nicht mehr so gern nach ‚drüben‘ fahren, weil sie von ihren ehemaligen Nachbarn „leicht schiefmäulig angesehen werden“.<sup>159</sup>

Die Suche nach dem Kartoffelarchiv fungiert als Bindemittel für die scheinbar zufällig aneinandergereihten Geschichten, die der Erzähler erlebt. Er stürzt sich zunächst voller Elan in seine Aufgabe, erscheint indessen schon bald nicht mehr als ein umsichtiger, auf sein Ziel gerichteter Rechercheur, vielmehr läßt er neugierig und fasziniert Bilder, Geräusche, ja Zufälle auf sich einwirken. Er geht bei seiner Suche keiner Ablenkung aus dem Wege, was ihm - und dem Roman insgesamt - pikareske Züge verleiht. Denn obwohl die Erlebnisse des Erzählers im real existierenden Berlin stattfinden und von ihm so wiedergegeben werden, wie sie subjektiv auf ihn gewirkt haben, könnten sie anderen Menschen nicht in der gleichen Weise widerfahren, da sie sich anders verhalten würden. Die Geschichten weisen irrealer oder surrealer Züge auf. Sie haben fast alle gemeinsam, daß der Erzähler sich Dinge vornimmt, die dann nicht gelingen. Er wird häufig düpiert oder betört. Er hört z.B. fasziniert einem arbeitslosen ehemaligen DDR-Wissenschaftler zu, der ihm erklärt, wie man russische Konstruktivisten ziemlich einfach fälschen kann und ihm auch einige Kopien zeigt. Ob diese Fälschungen als Originale verkauft werden, bleibt offen. Der Fälscher sieht diese jedenfalls als seine Antwort auf die Wende: „Fälschung als Spiel. Die konsequente Verdoppelung.“<sup>160</sup> Außerdem beruhige ihn das Malen. Wieder erfolgt eine politische Stellungnahme zur Nach-

---

<sup>157</sup> Ebd., S. 34

<sup>158</sup> Ebd., S. 35

<sup>159</sup> Ebd., S. 40

<sup>160</sup> Ebd., S. 61

wendezeit, die die Meinung vieler Ostdeutscher wiedergibt: niemand klammere sich nostalgisch an das alte System.

„Wir haben uns etwas anderes gewünscht, nicht die Treuhand. Die Voraussetzungen waren dafür nicht schlecht. Ihr Westler seid die Formalisten, wir waren die Informellen, wir waren in diesem ideologisch erstarrten System Pfadfinder, hervorragende Bastler, Improvisateure. Kleinkämpfer gegen Verordnungen und Gängelungen, subversive Verweigerer.“<sup>161</sup> Darin liegt eine selbstbewußt vorgetragene Kritik gegen die inhumanen Methoden des westlichen Wirtschaftssystems und eine Umkehrung westlicher Wertvorstellungen. Der ehemalige Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften, der Kunst fälscht, hat bei dem Vergleich der Formalisten mit Westlern einerseits und der Informellen mit Ostdeutschen andererseits nicht so sehr moderne Kunstrichtungen im Sinn, sondern allgemeinere Strukturen in der Arbeits- und Berufswelt. Nach seiner Überzeugung habe man in der DDR trotz aller Schwierigkeiten mit unkonventionellen Mitteln solidarisch Leistungen in informeller Gruppenarbeit erbracht, die im Westen mit seinem effizienteren System unbekannt seien. Der Ich-Erzähler muß sich also bei seinen Kontakten mit Ost- und Westberlinern häufiger, als ihm lieb ist, anhören, was sie bewegt.

Nach den ersten erfolglosen Bemühungen bei seiner Literaturrecherche zum Thema der Kartoffel nimmt er nun fast die Züge eines Jägers an, der Beute machen und diese in Sicherheit bringen will. Die ersten aufgespürten Teile des Kartoffelarchivs, die in einem Umzugskarton gelagert sind, versucht er, in seine Pension zu transportieren. Er gerät an einen unwilligen Taxifahrer, der voller Mißtrauen gegen den Westler den Inhalt des Kartons als Einzelteile in seinem Auto verstaut, da er sonst nicht in den Kofferraum gepaßt hätte. Er vermutet „Jeheimmaterial. [...] Wird ooch verscherbelt. Totalausverkoop ham wir hier, wa.“<sup>162</sup> Schließlich wirft er nach einem Streit seinen Fahrgast samt Archiv aus seinem Taxi. Karteikarten und Zettel flattern auf die Straße, werden von Autos überrollt und können nicht vollständig wieder eingesammelt werden. Der wichtigste Teil von Roglers Forschungsarbeit, der Geschmackskatalog, der in einem fein gearbeiteten Kirschholzkästchen aufbewahrt war, geht verloren. Erneute Versuche, das Kästchen per Zeitungsannonce und weitere Teile des Archivs in einer Lagerhalle aufzutreiben, die sich in einem Außenbezirk in der Nähe der ehemaligen Grenze befinden, führen zu neuen Verwicklungen.

---

<sup>161</sup> Ebd.

<sup>162</sup> Ebd., S. 63f.

#### 4.5.2. Verwicklungen

Den Ich-Erzähler beginnen nach den ersten Mißerfolgen Zweifel darüber zu plagen, ob er seinen Artikel jemals wird schreiben können. Gleichzeitig läßt er sich vielleicht unbewußt, aber neugierig auf die Wirklichkeit nach der Wende ein. Er trifft auf die unterschiedlichsten Leute, die leben und überleben wollen. Daß sie dabei auch listige Methoden anwenden oder illegale Wege einschlagen, wird ihm des öfteren erst im Nachhinein klar, besonders wenn ihn die Auswirkungen selber betreffen. Z.B. kauft er etwas zum Frühstück ein, und die freundliche Besitzerin eines kleinen Lebensmittelgeschäftes quittiert ihm von sich aus einen viel zu hohen Betrag für Speisen und Getränke, damit er den Beleg später beim Finanzamt absetzen kann. Gleichzeitig gibt sie ihm aber 10.- DM zu wenig Wechselgeld heraus, was er erst auf der Straße merkt. Ist das ein Versehen oder ihr privater materieller Ausgleich für seinen Vorteil? Er möchte es auf sich beruhen lassen und der Gedanke „vielleicht, wer weiß?“<sup>163</sup> zieht sich fast wie ein Motto durch seine erlebnisreichen Tage. Ein alter Ostberliner Friseur will seine Rente durch Gelegenheitsarbeiten aufbessern. Er bietet dem Erzähler einen fachmännischen Façonschnitt an, verschneidet ihm jedoch absichtlich die Haare am Hinterkopf. Das teure Seidenjacket, das der Erzähler trägt, wirkt vielleicht neiderregend. Der ‚Ossifriseur‘ spielt dem ‚Wessi‘ einen Schabernack - durchaus kein ungewöhnliches Verhalten sondern „Alltagssabotage [...], so wat hats jegeben. Immer contra jeben, jejen die da oben. Wirds auch immer jeben. Jottseidank.“<sup>164</sup> Zu DDR-Zeiten waren seine ausgewählten Opfer allerdings hohe Parteifunktionäre.

Zu dem Ostberliner Friseur in seiner schmuddeligen, nachlässigen Kleidung gibt es ein Westberliner Pendant in Kreuzberg. Er solle einfach nach Puck fragen, der sei ein Zauberer, wird dem Erzähler empfohlen. So gerät er an Airborne, einen Haarstylisten. Sein Kundenkreis gehört zur Schickeria, was nicht nur aus den Preisen, sondern auch aus dem Ambiente des Friseursalons ersichtlich ist. Als Airborne die Geschichte über den Haarschnitt hört, hat er eine einfache Erklärung: „Wahrscheinlich sind Sie das Opfer eines Racheaktes geworden. Ein Haarschnitt, der sich gegen alle Wessis richtet, sozusagen eine symbolische Verstümmelung.“<sup>165</sup> Der Haarstylist wendet seine (Zauber-)Künste auf, um den verschandelten Haarschnitt auszubessern. Dabei legt er natürlich seine eigenen modischen ästhetischen Kriterien an, will den drei Scharten am Hinterkopf „eine Wendung ins Absichtsvolle, ins Stilisierte“<sup>166</sup> geben und färbt sie leuchtend grün ein.

---

<sup>163</sup> Ebd., S. 161

<sup>164</sup> Vgl. ebd., S. 48

<sup>165</sup> Ebd., S. 164

<sup>166</sup> Ebd., S. 170

Eine Studentin, deren Magisterarbeit von der Kartoffel in der Nachkriegsliteratur handelt, führt den Erzähler in den Telefonsex ein, mit dem sie ihren Lebensunterhalt verdient. Er verbraucht eine horrende Anzahl an Einheiten. Ein junger Mann klärt ihn jedoch darüber auf, wie man mit einem Trick die Einheiten zurückbucht. Staunend erfährt er immer wieder, wie Realität manipuliert werden kann und offensichtlich niemand Skrupel dabei hat. Das Gefühl, in einer Stadt zu leben, die immer noch aus zwei eigenständigen Teilen besteht, teilt sich dem Protagonisten besonders deutlich durch die Antwort eines Taxifahrer mit, den er fragt, ob er oft Fahrten nach Ostberlin bekomme. „Nee, sagte der, und wenn sichs vermeiden läßt, fahr ick ooch nich, kenn mich nich so jut aus, is doch ne fremde Stadt, andere Jebräuche, andere Sitten. Nee. Die Stimmung is, jeder soll ma hübsch bei sich bleiben. Ohne Mauer, det is jut.“<sup>167</sup>

#### 4.5.3. Umwicklungen

Es gibt mehrere Ebenen, auf denen die Romanhandlung angesiedelt ist. Die Wirklichkeit spiegelt sich im Alltag, der im Roman nie grau, sondern durch bunte Vielfalt geprägt ist. Auf einer zweiten Ebene geben sich Zauber und Spuk ein Stelldichein, so wie es durch alte Mären und Bräuche überliefert ist, die mit der Johannisnacht verbunden sind, und die sich außerhalb der Wirklichkeit entfalten. Eine dritte Ebene liegt auf der literarischen Folie von Shakespeare's *Sommernachtstraum*, wo Oberon und sein koboldhafter Diener Puck mithilfe von eingeträufelten Zaubertränken die handelnden Personen so verwirren, daß sie einander nicht mehr erkennen, sich sinnenfroh den falschen Partnern zuwenden und durch ihre Einbildungskraft in der Johannisnacht der Wirklichkeit entrücken. Oberons Rache an Titania besteht darin, daß sie gar nicht anders kann als sich einem Esel hinzugeben. Der Protagonist der *Johannisnacht* ist geil auf Tinas Telefonsex und schilt sich: „Ja, du Depp, du bist ein Idiot, ein Vollidiot, ein Esel. Und ich wunderte mich darüber, daß ich du und nicht ich sagte: Ich Esel. Ich Idiot.“<sup>168</sup> Die drei Ebenen sind eng miteinander verbunden. Der Erzähler wundert sich z.B. gar nicht, daß ihm empfohlen wird, zu einem Reggae-Konzert zu gehen, um dort vielleicht Fräulein Spinnweb und Frau Bohnenblüt, Feen aus dem Gefolge Titanias, zu begegnen.

Die Reichstagsverhüllung durch Christo und Jeanne-Claude, die realiter stattgefunden hat - in hundert Jahren könnte sie schon als erfundene Geschichte gelten - , paßt ausgezeichnet zu den Bräuchen und Phantasiebildern der Johannisnacht: Verwechslungen, Verkleidungen, Vertauschungen. Das Gebäude ist in Stoffmassen eingehüllt, die von dicken blauen Seilen

---

<sup>167</sup> Ebd., S. 81

<sup>168</sup> Ebd., S. 131

eingehalten werden. Die Stoffoberfläche wechselt bei sich änderndem Lichteinfall ihr Aussehen immer wieder; sie glänzt oder wird stumpf, wirkt silbern, golden oder grau. Ein Pensionsgast weist den Erzähler auf das Kunstwerk hin. Er hält die Johannismacht für die „ästhetischste Nacht des Jahres.“

Der Begriff der Ästhetik wird mehrfach aufgenommen. Ein Freund des Erzählers gibt ihm das Beispiel, „wie die Franzosen allein durch Steinmasse eine katastrophale Niederlage in einen Sieg umgewandelt haben [...]. Beim Anblick des Arc de Triomphe kommt doch niemand auf den Gedanken, Napoleon habe entscheidende Schlachten oder sogar den Krieg verloren. Das ist Ästhetik, verstehst du, man sieht die Dinge anders, darum gehts doch.“<sup>169</sup>

In einer Bar trifft sich der Erzähler mit Tina, die mit starkem Make-up, schwerem Parfum, schwarzer Perücke und ihrer Art zu tanzen seine Sinne verwirrt. Aber als er mit ihrem Körper in enge Berührung kommt, ist er sich gar nicht mehr sicher, ob er es wirklich mit einer Frau zu tun hat. Er entzieht sich fluchtartig durch den Kücheneingang, da er keine Lust hat, der Sache auf den Grund zu gehen.

Am Ende einer weiteren Episode erscheint ihm das Weglaufen ebenfalls ratsam. Er gibt eine Suchanzeige wegen des verlorengegangenen „Kartoffelkatalogs“ in einer Zeitung auf und schließt aus einer Rückmeldung auf seine Annonce, daß das Wort Kartoffel noch eine völlig andere Bedeutung als die gemeinhin akzeptierte besitzt: sie gilt als Codewort für Waffen. Der Protagonist und die bulgarischen Waffenhändler brauchen eine ganze Weile, bis sie merken, daß ihr Verhandlungsgegenstand unterschiedliche Dinge bezeichnet und durch versehentliche Kontakte mit Waffenschiebern bereits Gefahr droht.

Daß es Anlässe im Leben gibt, bei denen man die Wahrheit besser nicht sagt, versucht ein ehemaliger Achtundsechziger dem Erzähler klarzumachen, der den Beruf des Leichenredners ausübt. Bei Trauerfeiern für konfessionslose Verstorbene tritt er statt eines Geistlichen auf. Die Angehörigen versorgen ihn mit Informationen und können mit ihm auch festlegen, ob die Rede sachlich oder sentimental klingen soll. Das Problem für den Leichenredner liegt darin, daß er die Biographien von Toten geschmackvoll veredeln muß, wenn sich deren geliebtes Leben in der Rückschau für die Hinterbliebenen zu garstig ausnimmt. Auch bei dieser Geschichte geht es darum, Wirklichkeit zu verändern oder so zu verfälschen, daß Illusionen erhalten bleiben können. Tina, die vielleicht eine Entsprechung zu Titania ist, sagt über den 24. Juni: „Es ist ein verrückter Tag.(...) Ist der längste Tag. Und die kürzeste Nacht. Heute spielen alle verrückt. Und die meisten wissen nicht mal, warum.“<sup>170</sup> In den Reigen seltsamer

---

<sup>169</sup> Ebd., S. 13

<sup>170</sup> Vgl. ebd., S. 107

Figuren, die im Roman auftauchen, fügt sich ein Beduine, der wie eine Märchenfigur aus Tausendundeiner Nacht in Berlin landet, um einer nicht ernst gemeinten Einladung zu folgen. Zu den Requisiten der rätselhaften Person gehört ein kostbarer Ring, um den sich - wie es sich für ein orientalisches Märchen gehört - weitere Geschichten ranken.

Nach drei Tagen in Berlin ist der Erzähler so überwältigt und erschöpft von Eindrücken, Erlebnissen und Träumen, daß er nur noch den Wunsch hat, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen. Ohne das geringste Material für seine Geschichte nimmt er den letzten möglichen Nachtzug nach Leipzig. Er wird begleitet von einem emigrierten russischen Opernsänger, dem er eine Zigarre schenkt. Dieser raucht genau so schöne Kringel wie der verstorbene Onkel des Erzählers. „Der feine blaue Dunst“<sup>171</sup> im Zugabteil hüllt den Erzähler ein und läßt ihn in Gedanken zum Anfang seiner Recherche zurückkommen. Die letzten Worte seines Onkels, der Kartoffelsorten schmecken konnte, waren „Roter Baum“ gewesen. Daher vermutete man, er habe eine Kartoffelsorte genannt. In der Gesellschaft des Opernsängers fällt dem Erzähler dann endlich ein, daß „Roter Baum“ sich auf einen Grenzbaum zwischen Mecklenburg und Preußen bezog und der Name eines Gasthofes war. „Roter Baum meint eine Grenze. Und die hatte auch der Vater von dem Onkel überschritten. Also doch auch politisch.“<sup>172</sup>

#### 4.5.4. Schlußbemerkung

Das Kartoffelarchiv, das in einzelne Bestandteile zerfällt, und während der Suche größtenteils verlorengelht, kann als Sinnbild gelten für die nicht mehr existierende DDR. Die archivierten Forschungsergebnisse sollen helfen, Versuche und Erkenntnisse vor dem Vergessen zu bewahren und sie als Basis für den Fortschritt zu nutzen. Der Agrarwissenschaftler möchte die Kartoffelzucht im Sozialismus auf ein hohes Niveau bringen. Statt der staatlich verordneten Rationalisierung und Vereinheitlichung, die zwar ökonomische Vorteile bringen, das Produkt jedoch zur fast geschmacklosen „Sättigungsbeilage“ verkommen lassen, soll dieses Gemüse eines Tages wieder mit Genuß verzehrt werden können. Dieses heitere Bild vom Alltag spielt auf den Sozialismus mit menschlichem Antlitz an, der sich als Utopie erwiesen hat. Rogler scheitert also zwangsläufig, und der Protagonist bricht die Suche nach dem Archiv ergebnislos ab. Das liegt allerdings nicht so sehr an widrigen äußeren Umständen, sondern ist in ihm selbst begründet. Timm sagt, *Johannisnacht* sei ein Satyrspiel<sup>173</sup>. In antiken griechischen Dramen war es als Nachspiel konzipiert, in dem auf burleske Weise Mythen parodiert wurden. In Timms Roman werden Bedürfnisse, Wünsche und Träume

---

<sup>171</sup> Ebd., S. 245

<sup>172</sup> Ebd., S. 242

<sup>173</sup> Literarisches Colloquium LCB v. 27.5.2001

dargestellt. Es geht um Möglichkeiten, die es gegeben hat und darum, wie die Realität aussehen könnte.

## 5. Erzählstrukturen

Franz Stanzel hat in den sechziger Jahren ein Beschreibungsmodell zur Erzähltheorie (*Typische Formen des Romans*, 1964) entwickelt, nach dem er die auktoriale, die Ich- und die personale Erzählsituation unterscheidet. In den späten siebziger Jahren erweitert und differenziert er diese Theorie. Martinez/Scheffel werten in ihrer *Einführung in die Erzähltheorie* neue Forschungsergebnisse aus, referieren auch Stanzels Ansatz<sup>174</sup>, bevorzugen jedoch differenziertere Modelle und eine andere Terminologie zur Erläuterung von komplexen Erzählsituationen. Um die Erzählstrukturen der in dieser Arbeit vorgestellten Wenderomane zu beschreiben, erscheinen mir die Begriffe des - wie Martinez/Scheffel schreiben - „schlichten Schemas“ von Stanzel gleichwohl am besten geeignet.

*Im Schatten des Regenbogens* weist eine auktoriale Erzählsituation auf. Die geschilderte Zeitspanne erstreckt sich vom Frühling bis zum Beginn des neuen Jahres. Die Erzählinstanz berichtet, zumeist ohne Emotionen einfließen zu lassen, „sozusagen an der Schwelle zwischen der fiktiven Welt des Romans und der Wirklichkeit des Autors und Lesers“<sup>175</sup> vom Leben nach der Wende in Ostberlin. Die „allwissende“ Erzählinstanz läßt den Leser allerdings vermuten, sie stehe auf der Seite der Ostdeutschen: wenn z.B. mit spöttischer Distanz Mitglieder der Integritätskommission als „Oberevaluierer“<sup>176</sup> oder „hochdotierte Eierköpfe“<sup>177</sup> bezeichnet werden. Die Protagonisten werden als Menschen charakterisiert, die sich nervliche Belastungen oder Gefühlsregungen nicht anmerken lassen wollen, wenn sie z.B. durch ständigen Baulärm in ihrem Viertel oder durch einschneidende Veränderungen in ihrem Berufsleben irritiert und frustriert sind. Ihre Unterhaltungen bilden eine Reflexions-ebene für die Probleme, mit denen sie konfrontiert sind; dabei fallen der Verlust des Selbstwertgefühls und die beginnende soziale Isolation besonders ins Gewicht. Wie groß der Unterschied in der Betrachtungsweise zwischen den betroffenen Ostdeutschen und den schlecht informierten Westdeutschen ist, zeigt ein Brief aus Westdeutschland an Frau Franz. Mit feiner Ironie werden die gut gemeinten, aber oberflächlichen Ratschläge der Nichte wiedergegeben, die nur eines bewirken: sie kränken die alte Frau und machen sie traurig.

Die Überschaubarkeit des Lebens im Sozialismus wird von der Sekretärin am Beispiel der Unterscheidung und Benutzung verschiedener „Sprachen“ der Ostdeutschen erläutert: „Früher hatte es die Amtssprache und das Zeitungsdeutsch gegeben. Aber untereinander hatten die Leute gesprochen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Im Prinzip waren sie alle

---

<sup>174</sup> M. Martinez/M. Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*, S. 89f.

<sup>175</sup> Ebd., S. 90

<sup>176</sup> H. Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 51

<sup>177</sup> Ebd., S. 87

mehrsprachig gewesen.<sup>178</sup> Die Sprache diene demnach auch als Code, den alle selbstverständlich benutzen. Als dieser nach der Wende bedeutungslos wird, hat Alice „ein Gefühl, als wäre sie in einem luftleeren Raum, in dem die Sprache nicht mehr funktionierte.“<sup>179</sup> Sie zieht sich sozusagen in sich selbst zurück und enfernt sich allmählich aus der Wirklichkeit. Imagination und Träume, in denen sich ihr seelisches Befinden spiegelt, treten an die Stelle gelebten Lebens. Aufgrund der Erzählperspektive muß Alice vom Leser als Opfer der Wende angesehen werden. Ihre gehobene Stellung am Institut, die Anerkennung als hochbegabte Wissenschaftlerin durch die Fachwelt, ihre politische Überzeugung und ihre Vorstellung von einer gerechten Gesellschaft sind völlig unwichtig geworden. Aus der Sicht Alices ist ihr Ende indessen ein traumhafter Glückszustand, in dem sie Demütigung und Bedrückung hinter sich läßt, in eine Art Verzückung gerät und in sich „eine große Helligkeit“<sup>180</sup> fühlt.

Auch die anderen Protagonisten haben Träume, in denen ihre Ängste und Hoffnungen, aber auch absurde Vorstellungen zum Vorschein kommen. Die Wiedergabe von Visionen und Träumen in Erzähltexten ist im übrigen ein ästhetisches Verfahren, das in der DDR-Literatur häufig angewendet wurde. Es bot die Möglichkeit, kritisch über Themen zu schreiben, die als offen geäußerte Meinungen kaum publiziert worden wären. Auch Marons und Burmeisters Texte enthalten mehrere Traumbeschreibungen.

Die Erzählinstanz berichtet von seltsamen Naturerscheinungen, die von der Wohngemeinschaft bei einem Spaziergang im Winter gesehen werden. Einer der Spaziergänger ruft voller Begeisterung den anderen zu: „Sehen Sie doch: „Mandelbrotmengen! Juliamengen! Spitzen und Spiralen!“<sup>181</sup> Unmittelbar darauf setzt ein Gewitter ein; der Begeisterte wird vom Blitz erschlagen. Bevor man das Geschehene überhaupt erfassen kann, leuchtet ein Regenbogen auf, der einen Schatten wirft. Die phantasmagorische Szene findet genau auf dem Gebiet statt, wo die Mauer gestanden hat. Der alles überwölbende Regenbogen ist ein Symbol für die vereinte Stadt. Betrachtet man ihn textanalytisch, so stellt er eine ‚unerhörte Begebenheit‘ dar. Von daher und wegen seines strukturellen Aufbaus könnte man den Text auch als Novelle definieren.

Die Autorin hat dem Roman den folgenden Hinweis vorangestellt: „Alle Ähnlichkeiten sind zufällig. Zufällige Ähnlichkeiten sind beabsichtigt.“ Sie kehrt damit das herkömmliche Zitat um, in dem behauptet wird, daß etwaige Ähnlichkeiten unbeabsichtigt seien. Königsdorf stellt auf ironische Weise klar, daß sich Berührungspunkte zwischen Fiktion und Wirklich-

---

<sup>178</sup> Ebd., S. 41

<sup>179</sup> Ebd., S. 24

<sup>180</sup> Ebd., S. 163

<sup>181</sup> Ebd., S. 139

keit bei einem Thema wie den Begleitumständen der Wende auf jeden Fall ergeben. *Im Schatten des Regenbogens* hat auch die Funktion, über die derzeitige gesellschaftliche Wirklichkeit aufzuklären. Das geschieht mit literarischen Mitteln der erzählenden Prosa. Zu fragen bleibt, warum auch nach der Wende Träume, Utopien und Ideale noch häufig eingesetzt werden, die „im real existierenden Sozialismus nicht als Korrektive der Politik, sondern als Deformatoren der Realitätswahrnehmung und Realitätsdarstellung (mit schlimmen praktischen Folgen) gewirkt haben.“<sup>182</sup> Diese Situation hat sich nach der Wende vollständig verändert. Denkbar wäre indessen, daß die auch heute noch nicht vollständig erfaßbaren Konsequenzen die Realitätswahrnehmung und -darstellung erschweren und daher das nicht Vorstellbare in einen traumhaften Aspekt der literarischen Wirklichkeit einmündet.

Die Romane *Stille Zeile Sechs*, *Unter dem Namen Norma*, *Der Zimmerspringbrunnen* und *Johannisnacht* sind Ich-Erzählungen. Die Erzähler(innen) sind fiktionale Figuren, die mit dem Autor bzw. der Autorin nicht identisch sind. Das, was sie erzählen, enthält sowohl fiktionale als auch faktuale Merkmale.<sup>183</sup> In *Stille Zeile Sechs* beschreibt die Erzählerin rückschauend ihr Leben. Den Anlaß bietet die Beerdigung des pensionierten Parteifunktionärs im Ehrenhain des Pankower Friedhofs. Die Schilderung der topographischen Gegebenheiten des Stadtteils Pankow sind weitgehend realistisch. Die erzählte Zeit umfaßt die Dauer der Trauerfeier, an der die Protagonistin teilnimmt und während der sie Erinnerungen nachgeht, die sich auf mehreren Zeitebenen abspielen: von der Erzählebene der Beerdigung geht die Erzählerin zu einer Ebene, auf der weiter zurückliegende Ereignisse stattgefunden haben wie z. B. ihre Kindheit oder die Begegnungen zwischen ihr und Beerenbaum. Außerdem entwickelt sie in einem Modus des Möglichen ihre Zukunftsvorstellungen. Durch die Kombination von auf die Zukunft verweisenden Zeitadverbien mit Verben in der Zeitform des Präteritums entstehen spannungsvolle Kontraste, z.B.: „Morgen war noch nicht mein Tag. Was morgen geschehen würde, stand schon in Beerenbaums Terminkalender. Übermorgen war der Tag nach Beerenbaums Tod.“<sup>184</sup>

Da die Erzählerin auf eine Zukunft ohne die Generation der mächtigen Väter hofft, muß sie deren Tod wünschen. Mit mitleidlosen verbalen Angriffen auf Beerenbaum beschleunigt Rosalind sein Ende, das zugleich Sinnbild für das Ende des Staates ist. Rosalind fühlt sich nach Beerenbaums Tod jedoch nicht als Siegerin. Sie will sich rechtfertigen, indem sie versucht, die Ursachen für ihren Haß zu erkennen. Den Höhepunkt der Auseinandersetzung bildet eine Szene, in der das Ich der Erzählerin in drei Identitäten aufgespalten ist:

---

<sup>182</sup> B. Burmeister: „Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen“. In: *Sinn u. Form* 46, 1994, S. 652

<sup>183</sup> Vgl. M. Martinez/M. Scheffel: Faktuales und fiktionales Erzählen. In: *Einführung in die Erzähltheorie*, S. 10

<sup>184</sup> M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 155

Ich weiß es so genau, als hätte ich diese Minuten zweifach erlebt, als Zuschauerin und als Akteurin. Und eigentlich war ich sogar dreifach dabei, denn auch als Akteurin war ich geteilt, in eine, die etwas tat, und eine andere, die etwas zu tun wünschte. Ich weiß alles, nichts ist mir entgangen. Das macht das Erinnern so schwer.

Ich sehe sie vor mir, Beerenbaum und Rosalind. [...]

Ich hörte Rosalind kreischen [...]. Das Schlimmste sah ich in ihren Augen, wo sich spiegelte, was sie nicht tat: Rosalind stehend vor Beerenbaum, die Faust erhoben zum Schlag, die andere Hand an Beerenbaums Hals zwischen Kinn und Kehlkopf. [...]. Als ich endlich verstand, daß sie (Rosalind; G.K.) nichts tun würde, um ihn zu retten, fand ich meine Stimme wieder.<sup>185</sup>

In dieser Passage werden die auktoriale und die Ich-Perspektive vermischt, wodurch die Divergenz zwischen fiktionaler Wirklichkeit und Imagination hervorgehoben wird. Im weiteren Verlauf der Handlung kehrt die Autorin zur Form der Ich-Erzählung zurück und behält sie bis zum Ende bei. Hyunseon Lee meint, der Erzähl- und Geständnisvorgang stelle für die Erzählerin Rosalind eine Trauerarbeit im wahrsten Sinne des Wortes dar.<sup>186</sup> Mit dem Hilfsmittel ‚Geständnis‘ nehme sie eine Selbstanalyse vor und beobachte dabei ihre sich wiederholenden ambivalenten Gefühle.<sup>187</sup>

Aus der Kenntnis der Biographie Monika Marons, durch Essays, Zeitungsartikel, Interviews und ihrem Text *Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte*<sup>188</sup> ergeben sich gewisse Ähnlichkeiten mit der literarischen Figur Rosalind. Hyunseon Lee hat *Stille Zeile Sechs* als „fiktionalisierte Autobiographie“<sup>189</sup> bezeichnet und damit den Versuch unternommen, zwischen Fiktion und Autobiographie eine Verbindung herzustellen. Ob das für die Zuordnung von *Stille Zeile Sechs* und ähnlicher Werke hilfreich ist, kann hier nicht erörtert werden. Daß sich jedoch die Grenze zwischen autobiographischen und fiktiven Figuren einer strengen Festlegung oft entzieht, erläutert z. B. Günter de Bruyn in seiner Abhandlung *Das erzählte Ich*. Er schreibt, daß „alle seine fiktiven Texte eigenes Erleben zur Grundlage hätten.“<sup>190</sup> In diesem Sinn schlägt er vor, „Christa Wolfs Roman *Kindheitsmuster* getrost als Autobiographie zu lesen, auch wenn die Hauptperson Nelly heiße.“<sup>191</sup> Die deutliche Erinnerungsstruktur in Marons Text, die dadurch entsteht, daß Rosalind aus ihrer Erzählgegenwart in ihre Kindheit und Jugend zurückgeht, zeigt den Generationenkonflikt als eines der Hauptthemen in *Stille Zeile Sechs*. In den Romanen der etwas jüngeren ostdeutschen Autor(inn)en wird dieses

<sup>185</sup> Ebd., S. 204f.

<sup>186</sup> Vgl. H. Lee: *Geständniszwang und ‚Wahrheit des Charakters‘ in der Literatur der DDR*, S. 413f.

<sup>187</sup> Vgl. ebd., S. 426

<sup>188</sup> M. Maron: *Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte*

<sup>189</sup> H. Lee: *Geständniszwang und ‚Wahrheit des Charakters‘ in der Literatur der DDR*, S. 337

<sup>190</sup> G. de Bruyn: *Das erzählte Ich*, vgl. S. 16

<sup>191</sup> Ebd., vgl. S. 21f.

Thema bereits nicht mehr behandelt, sondern weicht Fragestellungen, die sich auf die post-sozialistische Gegenwart beziehen.

Mehrere Literaturkritiker haben Burmeisters *Unter dem Namen Norma* mit der Gattung des Nouveau Roman in Verbindung gebracht. Burmeister hat sich als Romanistin in ihrer Abhandlung *Streit um den Nouveau Roman*<sup>192</sup> ausführlich mit der Theorie befaßt. Deutliche Einflüsse des Nouveau Roman sind in ihrem ersten Roman *Anders oder vom Aufenthalt in der Fremde* (1988) erkennbar. Erläuternd sei dazu angemerkt, worauf Brigitte Burmeister wie auch Kurt Neff<sup>193</sup> und weitere Literaturwissenschaftler hingewiesen haben: es sei unzutreffend, von dem Nouveau Roman zu sprechen. Stattdessen solle man die Schreibweisen der Hauptvertreter Robbe-Grillet, Sarraute, Butor u.a. im einzelnen analysieren, da ihr literarisches Schaffen erheblich voneinander abweichende Merkmale aufweise. Legt man diesen Hinweis zugrunde, so lassen sich in Burmeisters Text - im besonderen in Bezug auf seine Zeitstruktur und, wie Burmeister es selbst in einem Wörterbucheintrag definiert, „die Sinn - Offenheit und Unbestimmtheit der Bedeutungen in Texten“<sup>194</sup> - Ansätze finden, die dem Nouveau Roman entsprechen.

Die Erzählerin Marianne geht in dem Mietshaus, in dem sich in einem oberen Stockwerk ihre Wohnung befindet, die Treppe hinauf und rekapituliert Gedanken und Ermahnungen des Briefschreibers, der das Haus verlassen hat: „definitiv, verstehst du?“<sup>195</sup> Für den Leser erschließt sich erst nach der Lektüre mehrerer weiterer Kapitel, daß sich die wörtliche Rede, die als solche im Text nicht gekennzeichnet und auch keiner Person zugeordnet ist, aus einem Brief stammt, den die Erzählerin von ihrem inzwischen in den Westen gegangenen Mann Johannes erhalten hat. Marianne berichtet im epischen Präteritum von den Mietern und dem Alltag im Hause, stellt sich - das Futurum benutzend - vor, was sie Johannes schreiben wird und erinnert sich an einen lange zurückliegenden Streit mit ihm. Es bleibt offen, ob Marianne ihre im Augenblick des Schreibens wahrgenommene persönliche Befindlichkeit dem Leser oder Johannes mitteilen möchte: Die Sonne scheint. Tagsüber stört sie die Stille, deshalb läßt sie das Fenster offen. Sie hört Geräusche in den Höfen und auf dem Dachboden manchmal Schritte, die ihr rätselhaft erscheinen, weil es oben nichts zu suchen gibt. Gedanken der Erzählerin über den weiteren Tagesablauf schließen sich an in einer Weise, die der Erzählmethode in einigen Passagen von *Stille Zeile Sechs* vergleichbar sind: *Tempi der Vergangenheit und Modi des Irrealen werden mit zukunftsbezogenen Zeitadverbien verbunden:* "In drei Stunden gingen die Fenster auf, die Fernseher an. Ich säße dann

---

<sup>192</sup> B. Burmeister: *Streit um den Nouveau Roman. Eine andere Literatur und ihre Leser.*

<sup>193</sup> K. Neff (Hrsg.): *Plädoyer für eine neue Literatur*, S. 209-222

<sup>194</sup> B. Burmeister: Nouveau Roman. In: *Wörterbuch der Literaturwissenschaft*, S. 377

<sup>195</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 8

immer noch an meinem Tisch [...], bis ich das Kapitel übersetzt hätte [...]"<sup>196</sup>. Das Zeitgerüst des Erzählens ist kunstvoll konzipiert. Die Erzählerin geht mit ihren Erinnerungen mitunter weit in die Vergangenheit zurück. Für diesen Prozeß gibt es mehrere Zeitebenen und Bezugspunkte. Die historischen Daten 17. Juni und 14. Juli sind als Überschriften für die beiden Teile des Romans gewählt. Zusätzlich führen die Daten zu den jeweiligen erzählten Zeiten im Jahre 1992, die für die Protagonistin persönlich wichtig sind. Jedoch bleibt auch die Zeitebene 1992 nicht konstant, sondern von ihr aus erfolgen weitere Vor- und Rückgriffe oder Anreden an ein imaginäres Du<sup>197</sup>. Ernst Neff erläutert Michel Butors Theorie zum Roman als „besondere Form des Berichtens“. Der Sinn des Romans liege darin, ihn als Zeichen der Befreiung von dem irrationalen Schicksal zu sehen, als das die undurchschaute geschichtlich-gesellschaftlichen Zusammenhänge erscheinen.<sup>198</sup> Die Auseinandersetzung der Erzählerin mit der Vergangenheit und der Gegenwart erfolgt zum großen Teil über den Vorgang des erinnernden Erzählens, das seinerseits auf ihr Bewußtsein einwirkt.

Es gibt in *Unter dem Namn Norma* auch erzählerische Mittel, die unabhängig vom Nouveau Roman zu betrachten sind. Dazu gehört die Phantasiegestalt Emilia. Sporadisch und mitunter auf rätselhafte Weise taucht in dem Geflecht von Reflexionen, Stimmungen und erlebter Gegenwart Mariannes imaginäre Tochter auf, die das Wort „Kopfgeburt“ für einen Spitznamen und das Wort „Rabenmutter“ für den Mariannes hält. Ihre zeitweilige Anwesenheit kündigt die Tochter „mit einer dürftigen Geburtsgeschichte“<sup>199</sup> meistens mit einer „krächzenden piepsigen Stimme“ an. Sie kommt niemals wie gerufen, sondern läßt - in einem Fall mehrere Jahre - auf sich warten. Emilia macht in der Art eines außenstehenden Beobachters Bemerkungen über die veränderten Zeiten nach der Wende. „Wozu dieses dauernde Gerede von früher, war es denn früher soviel besser, soviel schlechter? [...] irgendwie ruhiger und leerer kann es gewesen sein, oft trübe, ja, ohne großartige Aussichten, gedämpft, gedrückt, gesichert, gewohnt, gemütlich.“<sup>200</sup> Emilia bezieht alle diese Beobachtungen auch auf Marianne, die sich dadurch selbst wie in einem Spiegel sieht. Die imaginäre Tochter resümiert Geschichte in Form von Impressionen, ohne je ein Fazit zu ziehen. Im Grunde genommen interessiert sie die Vergangenheit nicht besonders; die Gegenwart charakterisiert sie so: „Es ist lauter geworden. Mehr Farben [...] und mehr Gedränge.“<sup>201</sup> Als Marianne die Tochter mit Fragen zu sehr bedrängt, entsteht eine merkwürdige Situation. Emilia sagt zu der Mutter: „Deine Wirklichkeit ist wie Wasser. Doch keine Angst, ich geh nicht unter.“<sup>202</sup> Ma-

<sup>196</sup> Ebd., S. 15

<sup>197</sup> So das Beispiel ebd., S. 188

<sup>198</sup> E. Neff: *Plädoyer für eine besondere Literatur*, S. 217

<sup>199</sup> Ebd., S. 118

<sup>200</sup> Ebd., S. 121

<sup>201</sup> Ebd., S. 123

<sup>202</sup> Ebd., S. 122

rienne steht auf der Brücke und kämpft vergeblich gegen das Weinen. „Alles verwischt und verwackelt im Weinen über mich selbst. Fehler, Enttäuschung, Erbärmlichkeit, Schwäche, Versagen von Anfang an, nichts im ganzen Leben, das dem Zerfließen standhielt [...].“<sup>203</sup> Im Wasser werden die fließenden Grenzen zwischen der Wirklichkeit und den unerreichten Zielen sichtbar.

Eines der zentralen Themen ist auch in diesem Roman die Frage nach Identität. Ähnlich wie bei Königsdorf wollen die Protagonisten nach Erlebnissen oder Gesprächen zwischen Ost- und Westdeutschen ihren Standort bestimmen und haben dabei große Mühe. Marianne findet während ihres Aufenthaltes im Westen überhaupt keine Anknüpfungspunkte. Um den westdeutschen Partygästen glaubwürdig zu erscheinen, erfindet sie die DDR-Identität einer IM, die man ihr sofort abnimmt. Burmeister sagt ihrerseits zu diesem Thema in einem Gespräch mit M. Mitscherlich: „Zu einer klaren Identität bin ich nicht gekommen und befinde mich in höchster Verlegenheit, wenn jemand mich fragt, worin besteht denn nun deine DDR-Identität.“<sup>204</sup> Die stereotype Aussage: „So hatte ich mir die (Realität; G.K.) nicht vorgestellt“<sup>205</sup>, wie sie in dem Gespräch als Beispiel für die noch nicht erreichte Annäherung angeführt wird, zeigt den andauernden Prozeß der Verständigungsbemühungen.

Unter dem Aspekt fiktionaler autobiographischer Züge läßt sich die Protagonistin Marianne mit Marons Erzählerin Rosalind vergleichen: auch Burmeister stattet die Erzählerin mit eigenen Zügen aus. Marianne übersetzt die Biographie des Saint-Just, was Burmeister de facto 1989 unter dem Pseudonym Franziska Saalburg ebenfalls tat. Auch das so präzise beschriebene Mietshaus und die Straße in Berlin-Mitte, die „zurückgetauft wurde auf den Namen, der bis zur vorherigen Korrektur in den blauen Personalausweisen der langjährigen Hausbewohner gestanden hatte“<sup>206</sup>, ist authentisch. Dagegen beruht die starke Persönlichkeit Norma, welche die Autorin ihrer Erzählerin an die Seite gibt, auf einer vollkommenen Fiktion. Burmeister erklärt in der Form eines fiktiven Briefes an Norma: „Ohne dich, die reine Erfindung, hätten die verstreuten Erinnerungen, Bildfetzen und Satzteile in mir nicht zueinander gefunden, hätte ich den Ort nicht herstellen können, an dem du meine Freundin wurdest.“<sup>207</sup> Diese Umsetzung einer Idee in Literatur liegt gar nicht so weit entfernt von dem, was Timm in seinen Reflexionen über das Erzählen den „wunderbaren Konjunktiv“ nennt.<sup>208</sup>

---

<sup>203</sup> Ebd., S. 124f.

<sup>204</sup> M. Mitscherlich/B. Burmeister: *Wir haben ein Berührungstabu*, S. 86

<sup>205</sup> Ebd., S. 16

<sup>206</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 8. - In alten Stadtplänen steht anstelle der heutigen Luisenstraße ‚Hermann Matern Straße‘.

<sup>207</sup> Dies.: Und Norma geht durch die Wand. Ein Haus in Berlin-Mitte oder: Wenn ein Roman mit der Wirklichkeit flüstert. In: *Frankfurter Rundschau* (2.10.1998). S. 6

<sup>208</sup> U. Timm: *Erzählen und kein Ende*, S. 119

Burmeister orientiert sich damit nicht nur am Nouveau Roman, sondern auch an ganz traditionellen Erzählweisen.

Plakativ und listig bezeichnet Sparschuh seinen Roman *Der Zimmerspringbrunnen* als „Heimatroman“. Das läßt die Vorstellung von Trivilliteratur, aber ebenso vom Heimatroman des 19. Jahrhunderts aufkommen, in dem auf anspruchsvollem Niveau sozialkritische Themen - meistens vor dem Hintergrund ländlicher Gegenden - behandelt wurden. „Um die Wende vom 18. zum 19. Jh. wird der Begriff (Heimat; G.K.) sentimentalisiert und emotional aufgeladen. So bezeichnet er etwa in der Romantik die Sehnsucht nach einem verlorenen ursprünglichen Zustand und einem unentfremdeten Dasein. [...] In der Gegenwart wird der Heimatbegriff entsprechend aktuellen soziologischen und volkskundlichen Auffassungen stark erweitert“.<sup>209</sup>

Folgt man dieser Erläuterung, so stellt *Der Zimmerspringbrunnen* eine ironische Abkehr dar. Sparschuh geht mit der Gattung Heimatliteratur spielerisch und phantasie reich um und bereichert sie um eine weitere Facette.<sup>210</sup> Trotz des Zusatzes „Heimatroman“ spricht vieles dafür, den Text auch als Bildungsroman mit hohem Reflexionsniveau zu lesen; der Protagonist macht eine persönliche Entwicklung durch und ist nach seinem Reifeprozess wahrscheinlich zu einem neuen Aufbruch bereit. Bleibt man jedoch bei der vom Autor festgelegten Bezeichnung „Heimatroman“, so sollte man auch das heutige Verständnis von Heimat nicht außer Acht lassen. „Wesen und Wandel der Heimatliteratur“ war das Thema eines Symposions, das 1989 in Bonn stattfand. Man analysierte den Begriff Heimat dort folgendermaßen:

Der Begriff ‚Heimat‘, nach dem zweiten Weltkrieg fast oder ganz geächtet, hat ab Mitte oder Ende der siebziger Jahre einen ungeahnten Zuspruch erfahren. Mit ihm beschäftigen sich seit einigen Jahren zahlreiche Publikationen, und sie befragen ihn nach seinen Komponenten und Dimensionen in seelischer, irrationaler, territorialer, historischer, sozialer, kultureller, biologischer, anthropologischer, ideologischer oder nostalgischer Hinsicht. [...] Heimat ist niemals nur eine Realität, ein reales Bezugsfeld, sondern stets auch eine Idee. Und Heimat kann niemals nur aus der Tradition leben, sondern muß in gewissem Maß stets neu erschaffen und aufgebaut werden.<sup>211</sup>

Nach dieser Erläuterung ist Sparschuhs Heimatroman sogar ein Trendsetter für die Gattung, wie sie sich heute präsentiert. Die Handlung spielt nicht auf dem Land, sondern der Protagonist lebt mit seiner Frau in der Anonymität der Großstadt. Das Verhältnis des Paares zur

---

<sup>209</sup> R. Charbon: Heimatliteratur. In: *Reallexikon der Literaturwissenschaft*, Bd. 2, S. 19-21

<sup>210</sup> Vgl. Fußnoten 15 und 16 über Heimatliteratur in der DDR von W. Emmerich

<sup>211</sup> K.K. Polheim: Einleitung zu *Wesen und Wandel der Heimatliteratur*, S. 16

Natur beschränkt sich auf ein paar schlecht versorgte Zimmerpflanzen und einen Hund. Dagegen spielen die sozialen und ideologischen Komponenten eine wichtige Rolle.

Zu den traditionellen Stilmitteln des Heimatromans gehört der häufige Gebrauch von *epitheta ornantia*, um Aussagen oder Beschreibungen besonders hervorzuheben. Auch Sparschuh verfährt so und setzt sie metaphorisch ein: Lobek meint, daß für Direktor Boldinger Zimmerspringbrunnen mehr als bloße Verkaufsprodukte seien, sondern „sie waren ein leise plätscherndes Nein zur rasenden Gesellschaft.“<sup>212</sup> Sie sollen dem hektischen Menschen Einhalt gebieten und ihn bedenken lassen: „alles fließt dahin.“<sup>213</sup> Die Ausstellung verschiedener Zimmerspringbrunnenmodelle in der Hotelhalle im Schwarzwald, wo das Seminar stattfindet, bezeichnet Lobek als „eine feucht-fröhliche Wunderwelt“<sup>214</sup>. Bei seinen Versuchen, einen ins Klosettbecken gespuckten zähen Bissen Schwarzwälder Schinken hinunterzuspülen, verschwindet der Brocken schließlich „im gurgelnden Ausfluß“<sup>215</sup>. Auch lautmalerische Verben werden akkumulativ eingesetzt, um das Element Wasser zu beschreiben: „es rieselte, plätscherte, sprudelte, rann, tropfte.“<sup>216</sup>

Durch Sprachspiele wird der Sinn eines Satzes verändert. Z. B. sagt Julia zu ihrem Mann: „Weißt du eigentlich, wie wahnsinnig du mich aufregst?“ Darauf notiert er in sein Protokollbuch: „Julia findet mich wahnsinnig aufregend.“<sup>217</sup> Der über den Sinn des Lebens nachdenkende Lobek stellt fest: „Mein Leben [...] ist die Summe von Peinlichkeiten und Mißverständnissen. Insofern, wie ich mir ingrimmig bestätigen mußte, habe ich zweifellos ein ausgefülltes Leben!“<sup>218</sup> Situationskomik entsteht, als Strüver bei Lobek im Hobbyraum ein für beide etwas heikles Thema ansprechen möchte und nicht recht weiß, wie er anfangen soll: „Strüver also sagte, die Säge absetzend, in die Stille hinein: ‚Mensch, das ist doch schön, mal so in aller Ruhe über alles quatschen zu können.‘ Schweigend setzten wir die Arbeit fort.“<sup>219</sup> Nachdem Julia Lobek verlassen hat, gesteht er: „Ich hatte mir etwas antun wollen. Aber was?“<sup>220</sup>

Es gibt intertextuelle Bezüge im *Zimmerspringbrunnen*, die sowohl in „nicht-markierter Form“ als auch in verschiedenen „Markierungsformen“ vorkommen und durch „Intertextua-

---

<sup>212</sup> Ebd., S. 39

<sup>213</sup> Ebd.

<sup>214</sup> Ebd., S. 27

<sup>215</sup> Ebd., S. 37

<sup>216</sup> Ebd., S. 28

<sup>217</sup> Ebd., S. 66

<sup>218</sup> Ebd., S. 100

<sup>219</sup> Ebd., S. 126

<sup>220</sup> Ebd., S. 145

litätssignale“ gekennzeichnet sind.<sup>221</sup> Noch einmal sei der Untertitel „Ein Heimatroman“ angeführt, der - abgesehen von den schon erwähnten inhaltlich übereinstimmenden bzw. abweichenden Merkmalen der Gattung - einen intertextuellen Aspekt aufweist. Nach Broich/Pfister signalisiert auch der Titel oder Untertitel eines Werkes den Bezug zu einer literarischen Gattung, „wobei der Text die Gattungserwartungen des Lesers natürlich sowohl erfüllen als auch enttäuschen kann.“<sup>222</sup> Sparschuhs Text nimmt beide Möglichkeiten wahr. Beispiele für „nicht-markierte Intertextualität“ sind:

- Die Bezeichnung „Robinson-Club“ des Protagonisten Lobek für sich und seinen Hund, den er in „Freitag“ umbauft und der bildhafte Vergleich des Hobbyraums mit einer Insel. In diesem Fall darf man annehmen, daß der Autor voraussetzt, dem Leser seien die Figuren aus Defoes Roman bekannt.
- Der Name des am Rhein gelegenen Unternehmens PANTA RHEIn ist eine Anspielung auf den der griechischen Philosophie entnommenen Lehrsatz *panta rhei*.
- Das dem Roman vorangestellte Paradoxon „Nur die Oberflächlichen kennen sich gründlich“ ist als Zitat von Oscar Wilde kenntlich gemacht und läßt sich wahrscheinlich auf die überhebliche Analyse des Westdeutschen Boldinger zu den gescheiterten Lebensentwürfen der Ostdeutschen beziehen.
- Julia kauft sich Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, weil sie darin eine Anleitung zu effektivem Zeitmanagement erwartet und meint, daß das Werk „für alle Ex-DDR’ler Pflichtlektüre werden müßte“<sup>223</sup>. Auf Hinrichs Frage, wovon es denn handle, gibt sie zu, es schwer sagen zu können. In diesem Beispiel eines intertextuellen Bezuges zu einem Werkstitel wird voller Ironie das Mißverständnis infolge mangelnder Literaturkenntnisse der Ostdeutschen erklärt, da weder Julia noch ihrem Mann Prousts Werk ein Begriff ist.
- C. F. Meyers Gedicht „Römischer Brunnen“ mit seinen poetischen Bildern wird von Sparschuh in überraschende Zusammenhänge mit der Handlung gebracht: Die Firma PANTA RHEIn macht sich das Gedicht zunutze, indem sie es auf ihre Einladung an die Seminarteilnehmer druckt und sich damit den Anschein gibt, neben geschäftlichen Belangen auch klassisches Bildungsgut im Auge zu haben. Hinrich schreibt das Gedicht auf eine Ansichtskarte, die er Julia schickt. Sie ärgert sich über die „Zweideutigkeit“<sup>224</sup>, die sie

---

<sup>221</sup> U. Broich/M. Pfister, *Intertextualität*, vgl. S. 31

<sup>222</sup> Ebd., S. 37

<sup>223</sup> J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 60

<sup>224</sup> Vgl. S. 30

vielleicht in dem aufsteigenden Strahl sieht, der fallend sich ergießt, oder in dem Nehmen und Geben, das zwischen ihr und ihrem Mann nicht mehr möglich ist.

Die Überschrift des letzten Kapitels „Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!“ ist ein Bibelzitat.<sup>225</sup> Das Gleichnis handelt von Petrus und den anderen Jüngern, die mit ihrem Schiff auf dem See Genezareth in einen Sturm geraten und sich sehr fürchten. Jesus kommt ihnen auf dem Meer gehend entgegen, was sie in noch größere Angst versetzt, da sie glauben, ein Gespenst komme ihnen entgegen. Darauf beruhigt Jesus sie mit den zitierten Worten. Als Wahrheitsbeweis für die Existenz Jesu bittet Petrus, selber auf dem Wasser gehen zu dürfen. So geschieht es. Aber im Augenblick des Zweifels geht er sogleich unter. Jesus zieht ihn aus dem Wasser und schilt ihn kleingläubig. Es bleibt unklar, in welcher Beziehung zu der biblischen Geschichte Lobek sich selbst sieht. Zitiert er die Worte Jesu ohne Kenntnis ihrer Quelle, weil sie ihm gefallen und tröstlich klingen? Oder parodiert der Autor die Bibelworte, und der Leser soll Lobek, den kleingläubigen Zweifler, als Entsprechung zu Petrus sehen?

Es mag sinnvoller sein, diese Kapitelüberschrift in einen Zusammenhang mit den übrigen zu bringen. Die erste heißt „Eins zwei drei Jahre als Jäger in den eigenen vier Wänden“. Das Kapitel enthält Alltagsszenen. Auch die danach folgenden Überschriften sind in umgangssprachlichem Ton gehalten. Sie haben mit Lobeks Einstieg in seine neue Arbeitsstelle zu tun. „Ich will. Ich kann! Ich werde!!!“ ist eine Überschrift, in der, schon durch den Gebrauch der Satzzeichen, eine Steigerung markiert wird. „Haifischbecken der Gefühle“ führt zu einer Metapher: der Lebenskampf im Wasser entscheidet sich zwischen Fischen, die fressen und solchen, die gefressen werden. Lobek sieht sich lauernden Fragen in seinem Bewußtsein ausgeliefert, die er mit Haifischen in einem blauen Strudel vergleicht. Mit Morgengymnastik geht er gegen seine Beklemmung an und legt Verdis *Aida* auf. „A.I.D.A. oder im Würgegriff des Kleinhandels“, eine weitere Kapitelüberschrift, dient außerdem als Merkhilfe für eine Lektion im Verkaufstraining: „Attention, Interest, Desire, Action“<sup>226</sup>. Wie in einer Wellenbewegung von trivialen und bedeutungsvollen Gedanken nähert sich Lobek im vorletzten Kapitel mit der Überschrift „Alle Jahre wieder“, der Anfangszeile eines Weihnachtsliedes, dem 24. Dezember. Als er zu den Stadtstreichern und Obdachlosen stößt, will er sich für ihre freundliche Aufnahme bedanken. „Ich öffnete meinen Rucksack und sprach: ‚Hört! Ich will mein Brot mit euch teilen.‘ Sie aber sprachen zu mir: ‚Mann, warum sagste'n det nich gleich!‘. Und so geschah es.“<sup>227</sup> Die Stadtstreicher reagieren lässig auf Lobeks gehobene Ausdrucksweise, mit der die Sprache der Bibel parodiert wird. Als er den Stadt-

---

<sup>225</sup> *Die Bibel*, Mt 14, 22-33, vgl. auch Mk 6, 45-52

<sup>226</sup> Ebd., S. 103

<sup>227</sup> Ebd., S. 152f.

streichern seine beiden Brote anbietet, denkt er vielleicht an die Speisung der Fünftausend: Jesus vermehrt fünf Brote, so daß fünftausend Menschen satt werden.<sup>228</sup>

Im *Zimmerspringbrunnen* wird die Handlung aus der Perspektive des Ich-Erzählers Hinrich Lobek im Präteritum geschildert, während seine Notizen im Protokollbuch im Präsens abgefaßt sind. Mitunter gibt Lobek wörtliche Reden und Kurzkommentare wieder, die durch den reichlichen Gebrauch von Ausrufungszeichen, Klammern und Gedankenstrichen besonders hervorgehoben werden.<sup>229</sup> Da der Leser von Anfang an Lobeks notierte Gedanken kennt, betrachtet er, wahrscheinlich ohne sich dessen bewußt zu sein, die geschilderten Ereignisse aus der Sicht Lobeks. Die narrative Struktur des Romans wird gelegentlich zugunsten einer szenischen Darstellungsweise aufgegeben.<sup>230</sup> Das fällt besonders bei den Rollenspielen im Verkaufsseminar auf, die wie ein Spiel im Spiel inszeniert werden.<sup>231</sup>

Der Erzähler der *Johannisnacht* kommt aus Süddeutschland angereist und wirft ‚den fremden Blick auf Berlin‘. Daraus resultiert eine gewisse Distanz beim Erzählen, da persönliche Betroffenheit nicht im gleichen Maße vorhanden sein kann wie bei den vier anderen Erzählinstanzen. Timms besonderes Anliegen beim Erzählvorgang ist ‚die Wandlung des Alltags in Bedeutung, also Reflexion auf die Wahrnehmung‘.<sup>232</sup> Er möchte nicht wissen, wie etwas wirklich gewesen ist, sondern wie es gewesen sein könnte und bezeichnet dieses Gedanken-spiel als ‚den wunderbaren Konjunktiv‘<sup>233</sup>.

Das dem Roman zu Grunde liegende poetologische Konzept beruht auf Shakespeares *Sommernachtstraum*. Deutlicher noch als bei Wilhelm Schlegel und Erich Fried ist in der deutschen Übersetzung von Christoph Martin Wieland schon durch seine Titelfassung *Ein St. Johannis Nachts-Traum* auch der intertextuelle Bezug zu der *Johannisnacht* sichtbar.

Der 5. Akt des *Sommernachtstraum* beginnt mit einem Monolog des Theseus und thematisiert, über welches Potential an Einbildungskraft und Phantasie der Mensch verfügt und wie der Dichter diesen Dingen Gestalt verleiht:

[...]; und wie die Phantasie Gestalten  
Von unbekanntem Dingen ausgebiert,  
So bildet sie sein Kiel, und giebt dem lüftigen Unding  
Verbindung Ort und Zeit, und einen Namen.

<sup>228</sup> Vgl. *Die Bibel*, Mk 6, 30-44

<sup>229</sup> J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 18

<sup>230</sup> Der Zimmerspringbrunnen ist derzeit in einer Inszenierung von Oliver Reese auf der Studiobühne des Maxim Gorki-Theaters in Berlin zu sehen.

<sup>231</sup> J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 41

<sup>232</sup> U. Timm: *Erzählen und kein Ende*, S. 119

<sup>233</sup> Vgl. ebd., S. 126

So ist die Phantasie gewohnt zu würgen;  
 Sobald sie irgendeine Lust empfindt,  
 Erfindt sie einen Schöpfer dieser Lust;  
 Denn wenn bey Nacht uns eine Furcht befällt,  
 Wie leicht ist's, einen Busch für einen Bär zu halten.<sup>234</sup>

And as imagination bodies forth  
 The forms of things unknown, the poet's pen  
 Turns them to shapes, and gives to aery nothing  
 A local habitation and a name.  
 Such tricks hath strong imagination,  
 That if it would but apprehend some joy;  
 It comprehends some bringer of that joy;  
 Or in the night, imagining some fear,  
 How easy is a bush suppos'd a bear!<sup>235</sup>

Die Vorstellung einer phantasmagorischen Welt, die von ‚Luftgespinsten‘ (= aery nothing) beherrscht ist, wird in der Geschichte Timms wieder aufgenommen, in der Tina über den von ihr angebotenen Telefonsex erzählt. Sie behauptet: „Erzählen ist total erotisch. Bekommen die heimlichen Wünsche etwas Luft unter die Flügel.“<sup>236</sup> Deshalb möchte sie die Anrufer dazu bringen, von sich zu erzählen und ihnen etwas zu entlocken: [...] „nicht das, was man getan hat, sondern was man gern tun würde, die schönen schwarzen Wünsche, die spannenden dunklen Ecken in der Phantasie werden ausgeleuchtet.“<sup>237</sup> Tina geht von einem chaotischen Urzustand aus, der sich langsam verändert und erklärt dem Protagonisten: „Ist erst einmal alles in Ordnung, gibt es auch kein Wachstum, also auch kein Geheimnis mehr.“<sup>238</sup>

Daß Bohnenblüte und Spinnweb schließlich als Party Girls in einer schummerigen Bar auftauchen, daß aus dem Zauberer Puck ein Friseur und aus seinen Zaubertränken Cocktails werden, die als „Karibischer Traum“ und „Roglers Traum“ verabreicht werden und die Sinne des Protagonisten innerhalb kürzester Zeit verwirren, so daß er sich selber als Idiot und als Esel bezeichnet, sind phantasievolle Umsetzungen aus Shakespeares Komödie in die Erzählgegenwart.

Auf einer völlig anderen Ebene findet ein authentisches Ereignis in Berlin statt, das in den erzählten Zeitraum der *Johannisnacht* fällt. Das tatsächlich existierende historische Reichstagsgebäude, dessen architektonische Formen und öffentliche Funktion allgemein bekannt sind, wird von den Künstlern Christo und Jeanne-Claude mit Stoff vollständig umwi-

<sup>234</sup> C. M. Wieland: *Ein St. Johannis Nachts-Traum*, 5. Aufzug, 1. Auftritt, S. 96

<sup>235</sup> W. Shakespeare: *A Midsummer Night's Dream*, Act 5, Scene 1, S. 242

<sup>236</sup> U. Timm: *Johannisnacht*, S. 102

<sup>237</sup> Ebd., S. 108f.

<sup>238</sup> Ebd., S. 108

ckelt, so daß das Gebäude mit seinen veränderten Flächen und Konturen geheimnisumwoben und beinahe unwirklich erscheint. In das Bewußtsein und die ästhetischen Wahrnehmungen der Betrachter gelangt auf dem Wege der Imagination ein künstlerisch gestaltetes Objekt, bei dem die Grenze zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit verschwimmt. Timm macht sich die außergewöhnliche Idee der Reichstagsverhüllung in seinem Roman zunutze und läßt einen Berlinbesucher über den Sinn des Projekts reflektieren: „Danach wird etwas anders sein, ich bin überzeugt, daß diese Verhüllung etwas verändert. Das Geheimnis liegt darin, daß etwas anders sein könnte.“<sup>239</sup> Auch hier wird auf die Möglichkeit von Veränderungen angespielt und die Festlegung auf einen bestimmten Sinngehalt sorgfältig vermieden.

Die Erzählebene bleibt im Bezug auf Ort und Zeit konstant. Die Episodenstruktur in *Johannismacht* korreliert einen zeitlichen Rahmen von drei Tagen; den einzelnen Geschichten sind unterschiedliche Erzähltechniken und Soziolekte zugeordnet, die dem Text eine polyphone Struktur verleihen. Die Figuren zeichnen sich durch Eloquenz aus. Sie sind mitteilungs- und dialogfreudig. Es tauchen Neologismen auf wie „spallentig“ und „krostumvel“ (für einen Kartoffelgeschmack), „Verschweigerung“, „marxistelnd“, „leicht Abgespactes“. Tina bedient sich eines lässigen Jargons, wenn sie z.B. sagt: „Das törnt mich an.“<sup>240</sup> Die bulgarischen Waffenschieber verständigen sich radebrechend mit dem Protagonisten. Der märchenhafte Beduine spricht ein altmodisch aristokratisches Deutsch mit russischem Akzent. Ein charmanter italienischer Betrüger benutzt ein deutsch-italienisches Gemisch, in dem er gekonnt über Präpositionen stolpert und am Ende des Verkaufsgesprächs durch sein fast fehlerfreies Deutsch Zweifel an seiner italienischsprachigen Herkunft aufkommen läßt. Die amtliche DDR-Parteisprache lebt in Begriffen wie „Alltagssabotage“ fort. Der Ostberliner Friseur, der Taxifahrer und einige weitere Personen sind Berliner Dialektsprecher. Der Protagonist, der die variationsreichen sprachlichen Äußerungen und die agierenden Personen wie ein Ethnologe sammelt und sie so vor dem Vergessen bewahrt, erstellt damit weitere Archive: das der Sprache und der Menschen - eine Analogie zu der Idee des Kartoffelarchivs.

Insgesamt ist zu den Erzählstrukturen der untersuchten Romane festzustellen, daß die Autor(inn)en auf experimentelles Schreiben weitgehend verzichten. Zum einen dürfte es in der Gegenwart sowieso sehr schwierig sein, innovative Schreibweisen zu erproben. Zum anderen ist denkbar, daß das Thema der Wende inhaltlich ein sehr hohes Maß an Hinwendung und Reflexion erfordert und die formalen Aspekte daher von untergeordneter Bedeutung sind.

---

<sup>239</sup> Ebd., S. 193

<sup>240</sup> Ebd., S. 109

## 6. Berlin: Die literarische Wahrnehmung der Stadt

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in einer südwestdeutschen Stadt entscheidet sich die Protagonistin in *Unter dem Namen Norma* für die endgültige Rückkehr nach Berlin.

Der Zug fährt (vom Bahnhof Zoo aus; G.K.), als verlief er die Stadt, durch weitläufiges Gelände, das spärlich bewachsen ist, bestückt mit bemalten Ruinen aus Beton und Eisen. Keine Deckung weit und breit, ein flaches Terrain, unschwer einzusehen vom hohen Bahndamm aus, der im Bogen wieder dicht an Wohnhäuser heranführt, wie streckenweise in den belebten, den unversehrt wirkenden Stadtteilen, die der Zug hinter sich gelassen hat, um nun, am Ende seiner Fahrt, in eine Gegend vorzudringen, bei deren Anblick ein Fremder an Erdbeben, Krieg und marodierenden Banden denken, sich fürchten könnte auszusteigen. Die Einheimischen nehmen erleichtert ihr Gepäck. Unser Viertel steht noch, wie denn nicht, meine Straße auch, ich habe sie im Vorbeifahren gesehen, gleich sind wir angekommen, gleich bin ich zu Hause.<sup>241</sup>

Vom Zugfenster aus sieht Marianne die Rückseiten von Häusern und Grundstücken, die kaum an das lebendige ungeteilte Berlin der Vorkriegszeit erinnern, wo durch kühne technische Konstruktionen wie z.B. durch das Gleisdreieck Verkehrsströme bewältigt wurden und Handel und Kultur blühten. Stattdessen sind aus der Perspektive der im Zug Reisenden die Zerstörungen des letzten Krieges und der vierzigjährigen Teilung noch deutlich sichtbar. Derartige Anblicke sind Marianne jedoch vertraut: „Die Stadt ist da, hat sich nicht von der Stelle gerührt, während man ihr für eine Weile den Rücken kehrte. Auf unverrückten Gleisen nimmt sie den Zug in sich auf.“<sup>242</sup> Die Stadtwahrnehmung eines Fremden erfolgt, so vermutet die Erzählerin, nach ästhetischen Kriterien, während sie bei den Einheimischen emotional bestimmt ist: sie sehen ihr Zuhause.

Es gibt bei der literarischen Gestaltung des Raumes Berlin verschiedene Merkmale, die die untersuchten Romane gemeinsam haben: die Teilung der Stadt hat so tiefe Spuren im Geist und im Leben der Bewohner hinterlassen, daß sich dieses Phänomen in allen Texten niederschlägt und die Stadtwahrnehmung maßgeblich beeinflusst. In *Stille Zeile Sechs* ist die Mauer<sup>243</sup> Thema eines erbitterten Streitgesprächs und stellt bei dem Verständnis zwischen den Gründervätern der DDR und ihren Kindern ein unüberwindliches Hindernis dar.

<sup>241</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 176f.

<sup>242</sup> Ebd., S. 175

<sup>243</sup> Umgangssprachlich wurde das Wort Mauer zuerst nur für die am 13. August 1961 quer durch Berlin errichtete militärisch gesicherte Sperranlage, später dann auch für die Grenzanlagen zwischen Westberlin und dem Umland sowie die Grenzbefestigungen der DDR zur Bundesrepublik gebraucht. Im offiziellen Sprachgebrauch wurde das Wort zunächst nicht verwendet (statt dessen antifaschistischer Schutzwall), seine Benutzung galt als DDR-feindlich. Erst nachdem Honnecker im Januar 1989 erklärt hatte, die ‚Mauer‘ werde auch in fünfzig und in hundert Jahren noch stehen, wurde dieses Wort vereinzelt auch in offiziellen Texten gebraucht. Vgl. B. Wolf: *Sprache der DDR*, S. 144

Bei der Beerdigung eines der Gründerväter im Ehrenhain des Pankower Friedhofs gerät die Mauer in den Blickpunkt. Sie verläuft, nur durch eine schmale Straße getrennt, parallel zum Friedhof, so daß die Trauergäste sie während der Zeremonie als eine unüberschreitbare Barriere zur Außenwelt vor Augen haben. Aus der Vogelperspektive eines Wachturms an der Mauer beobachtet ein Grenzposten die Beisetzung durch ein Fernglas. Ist der Soldat ein symbolischer Totenwächter der untergehenden DDR, die sich eingegrenzt hat, um vermeintlichen Feinden den Zutritt und den eigenen Bürgern das Weggehen zu verwehren?

Im Roman *Unter dem Namen Norma* werden mehrmals Spaziergänge geschildert, bei denen die nicht mehr existierende Mauer gegenwärtig wird. Marianne und Norma erinnern sich daran, wie sie jedes Mal an einem bestimmten Punkt zwangsläufig umgekehrt waren. Marianne stellt sich vor, wie schnell ihre Stadthälfte sich ändern würde und „man die alten Zugehörigkeiten nicht mehr spüren, sie nur im Rückblick gelegentlich zitieren würde“<sup>244</sup> und „wir würden also nach drüben gehen, ein Wort, das sein langjähriges Gewicht, nicht seine Brauchbarkeit verloren hat, würden uns am Rande halten, wie das letzte Mal, und gleich hinter dem ehemaligen Grenzübergang einkehren, in unserem Café.“<sup>245</sup> Auch mit Max unternimmt Marianne einen Gang durch ihr Viertel. Ausgangspunkt ist das Mietshaus, in dem sie wohnt. „Der Stadtteil, in dem das Haus steht, hieß weiter Mitte, als er längst Rand war, dahinter Niemandsland, von der Schußwaffe wurde Gebrauch gemacht. Mitten in der Stadt Leere, ein Tummelplatz für die Kaninchen, die seit dem Wiederauftauchen der Menschen von dort verschwunden sind, zurück in den nahen Tiergarten.“<sup>246</sup> Sarah Kirsch hat den Potsdamer Platz in einem Gedicht als Naturschutzgebiet bezeichnet. Es ist in dem 1982 erschienenen Gedichtband *Erdreich* enthalten.

Naturschutzgebiet

Die weltstädtischen Kaninchen  
 hüpfen sich aus auf dem Potsdamer Platz  
 Wie soll ich angesichts dieser Wiesen  
 Glauben was mir mein Großvater sagte  
 Hier war der Nabel der Welt  
 als er in jungen Jahren mit seinem Adler  
 Ein schönes Mädchen chauffierte.  
 Durch das verschwundene Hotel  
 Fliegen die Mauersegler  
 Die Nebel steigen  
 Aus wunderbaren Wiesen und Sträuchern  
 Kaum sperrt man den Menschen den Zugang  
 Tut die Natur das ihre durchwächst  
 Noch das Pflaster die Straßenbahnschienen.

<sup>244</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 29

<sup>245</sup> Ebd., S. 30

<sup>246</sup> Ebd., S. 7

In *Johannisnacht* gelangt der Protagonist bei seiner Recherche ebenfalls an die ehemalige Grenze. Von den Zäunen und Selbstschußanlagen ist nichts mehr zu sehen, aber die stehengebliebenen Abfertigungshallen erinnern noch an die langwierige Prozedur der Grenzabfertigung. Königsdorf hebt die Erinnerung an die Mauer durch ein ungewöhnliches Naturereignis hervor. Die Protagonisten erleben „dort, wo einst die Mauer die Stadt zerschnitten hatte,“<sup>247</sup> ein Gewitter mitten im Winter, bei dem einer der Mieter durch einen Blitzschlag getötet wird. Völlig unerklärlich ist ihnen, was sie doch alle deutlich gesehen haben: einen intensiv leuchtenden Regenbogen, der einen Schatten wirft. Das Phänomen drückt Unwirklichkeit aus, und die Zuschauer, die es auf dem ehemaligen Grenzstreifen beobachten, haben den Eindruck, „als läge die Nacht, in der man auf der Mauer getanzt hatte, schon eine halbe Ewigkeit zurück.“<sup>248</sup> Mit dieser Erinnerung wird zugleich bewußt gemacht, daß die kurze Zeit seit dem Mauerfall für die einschneidenden Veränderungen in der Stadt im Grunde nicht ausgereicht haben kann.

Im *Zimmerspringbrunnen* wird die Mauer bzw. die Erinnerung an sie zwar nicht ausdrücklich erwähnt, sie ist jedoch implizit durch die Folgen für das Leben der Protagonisten gegenwärtig. Der mentale Prozeß der Aufarbeitung, der noch längst nicht abgeschlossen ist, zeigt deutlich, daß Berlin im Grunde genommen weiter als zweigeteilte Stadt empfunden wird.

Die Texte der ostdeutschen Schriftsteller(innen) enthalten, was die Topographie betrifft, sowohl erfundene als auch realitätsnahe Ausblicke auf Wohnungen, Gebäude und Straßen in Ostberliner Bezirken. Mit Ausnahme von *Johannisnacht*, wo der West- und Ostteil der Stadt als Kaleidoskop optischer und akustischer Eindrücke fungiert, fehlen in den übrigen vier Romanen Schilderungen, welche die urbanen Aspekte Berlins thematisieren. Stattdessen entstehen Bilder von kleinen abgegrenzten Lebensräumen, in denen die Bewohner wie in Enklaven leben.

Das gepflegte Villenviertel, in dem sich die fiktive Straße „Stille Zeile Sechs“<sup>249</sup> befindet, liegt im literarisch wahrgenommenen Pankow, „vom Volk ‚Städtchen‘ genannt,“<sup>250</sup> wo „bis zum Ende der fünfziger Jahre, hinter Zäunen und Barrieren, beschützt von Polizei und Armee, die Regierung gewohnt (hatte; G.K.), bis sie, aus Gründen, über die viel gemunkelt wurde, hinter die Stadtgrenze von Berlin gezogen war.“<sup>251</sup> Das Wohngebiet ist danach für

<sup>247</sup> H. Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 8

<sup>248</sup> Ebd., S. 8

<sup>249</sup> Es existiert allerdings in unmittelbarer Nähe des Niederschönhausener Schlosses eine „Stille Straße“.

<sup>250</sup> M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 7

<sup>251</sup> Ebd., S. 7f.

die Öffentlichkeit zugänglich, der städtische Autoverkehr wird jedoch weiterhin umgeleitet. Die Protagonistin fühlt sich bei gelegentlichen Spaziergängen von einer „irritierenden Unwirklichkeit“<sup>252</sup> angezogen. Die auffällige Stille, die in der Gegend herrscht, wirkt auf sie wie Totenstille. Die Blumenrabatten in Vorgärten, deren Bewohner meist unsichtbar bleiben, erscheinen ihr steril. Ballspielende Kinder fehlen gänzlich. Stattdessen erinnern an Hauswänden angebrachte Bronzetafeln an verstorbene Bewohner. Sie vergleicht die öden Straßen, in denen nur gelegentlich einmal eine Katze auf einem Pfosten döst, mit einer verlassenen Goldgräberstadt: „Nur klapperte hier nirgends eine Tür oder ein Fensterflügel im Wind. Wie von Geisterhand wurde Ordnung gehalten, als wären die, die fort waren, noch da.“<sup>253</sup>

Die Erzählerin nimmt die Wirklichkeit nur teilweise wahr, da sie in Gedanken mit Beerenbaums Tod und den noch nicht abschätzbaren Folgen für ihr eigenes Leben beschäftigt ist. Sie lebt seit ihrer Kindheit im Städtchen; die Häuser und Straßen sind ihr vertraut, aber nun, in der dunstigen herbstlichen Stimmung, wirken sie unbelebt. Die Erzählerin geht durch modriges Laub, das zwischen ihren Füßen raschelt und nach Vergänglichkeit riecht. Es herrscht Windstille während des Spazierganges, so daß gehißte Fahnen leblos herunterhängen und einen Anblick von Schläffheit und Kraftlosigkeit bieten. Das ist eine metaphorische Anspielung auf den Zustand des Staates.

Das Niederschönhausener Schloß, das in einem großen Park mit jahrhundertealten Bäumen liegt, vervollständigt den Eindruck der Ruhe und Abgeschiedenheit. Für die Erzählerin ist die Atmosphäre jedoch in keiner Weise idyllisch. Sie nimmt das Territorium zum Anlaß für einen historischen Rückblick. Das Schloß, das Friedrich II erbauen ließ, weist mit seiner feudalen Architektur auf Herrschaftstradition. Aber auch nach dem Ende des preußischen Königiums sind keine demokratischen Strukturen erkennbar. Als das Schloß nach der Staatsgründung der DDR zunächst für einige Jahre Regierungssitz wurde, hatten die Herrschenden - das waren nun die kommunistischen Führer - das Volk ebenfalls ausgegrenzt. Sie sperrten das Gebiet um das Schloß vollständig ab und ließen es durch „schwerbewaffnete Wachen“<sup>254</sup> schützen. Das bedeutete für Passanten längere Umwege. Rosalinds Freund Bruno flucht über „den Willkürakt der Schloßbesetzer“<sup>255</sup> und „auf die verrückt gewordenen Machthaber und Straßenschänder, die nicht nur öffentliche Wege versperrten, wie es ihnen paßte, sondern obendrein einen unschuldigen Platz nach dem ehrenhaften Carl von Ossietzky benannten, um alle Welt glauben zu machen, Ossietzky sei ein guter Freund von

---

<sup>252</sup> Ebd., S. 9

<sup>253</sup> Ebd. S. 10

<sup>254</sup> Ebd., S. 195

<sup>255</sup> Ebd.

Walter Ulbricht gewesen.<sup>256</sup> Das Schloß ist Pars pro toto für das frühe Machtzentrum der DDR anzusehen.

Im Roman *Im Schatten des Regenbogens* verzichtet die Autorin auf die Beschreibung eines identifizierbaren Stadtteils. Der Roman spielt „irgendwo im Osten der Stadt.“<sup>257</sup> Eingeführt wird der Leser mit der Beschreibung eines besonders schönen Frühlings: „Niemand konnte sich erinnern, die Farben der Blumen und der Schmetterlinge je so strahlend erlebt zu haben.[...] Die Menschen trugen bunte Kleider und wendeten ihre Gesichter zum Licht.“<sup>258</sup> Seit der Schöpfungsgeschichte ist mit dem Phänomen Licht auch immer die Vorstellung von Wachstum und implizit von Hoffnung verbunden gewesen.

Den Protagonisten teilt sich die positive Atmosphäre nicht mit. Ihre Wohnung im siebten Stock eines Mietshauses ist billig gebaut und schlecht isoliert. Im Sommer leiden sie unter der Hitze und dem immer vorhandenen Betongeruch in den Zimmern. Auf ihrem täglichen Weg zur Arbeitsstelle, die sie mit der U-Bahn erreichen, oder bei gelegentlichen Fahrten in die Stadt sehen der Alte und die Sekretärin fast überall intensive Bautätigkeit. „Die Stadt war voller Baugerüste. Aus allen Richtungen erklang das Geratter von Bohrmaschinen. Ganze Häuserfassaden waren hinter grünem Tüll verschwunden. Zwei Stunden später würden alle Straßen mit Autokolonnen verstopft sein.“<sup>259</sup> Die Bewohner registrieren diese Zeichen wirtschaftlichen Aufschwungs. Aber gleichzeitig „hatten (sie; G.K.) auch Angst, daß für sie kein Platz bleiben würde.“<sup>260</sup> Sie fragen sich, ob sie die höheren Mieten nach den Haussanierungen aufbringen können, ob ihnen ihre Arbeitsplätze erhalten bleiben oder ob ihnen demnächst der Weg zum Sozialamt droht.

Ruth beobachtet einmal Hütchenspieler, die sie für Betrüger hält und vor deren Tricks sie einen Passanten warnt. Als ihr daraufhin ins Gesicht gespuckt wird, kann sie sich ihres eigenen Zorns und ihrer Scham kaum erwehren. Der Gedanke, daß irgendwelche fremden Leute ungehindert ihre Gaunereien durchführen, empört sie. An einem S-Bahnhof herumlungende Männer mittleren Alters sind für die Sekretärin ein lebendiger Beweis von um sich greifender Arbeitslosigkeit. Ihre früher florierende Buchhandlung ist geschlossen. Auch die Kegelbahn, die sie manchmal für Brigadefeiern reserviert hatte, existiert nicht mehr - ein weiterer Grund, um sich im vertrauten Viertel immer fremder vorzukommen. Umso mehr wird die Wohnung mit dem Balkon, auf dem sie sogar ein paar Tomaten zieht, zum Refugium. Das

---

<sup>256</sup> Ebd., S. 195

<sup>257</sup> H. Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens*, S. 8

<sup>258</sup> Ebd., S. 7

<sup>259</sup> Ebd., S. 41

<sup>260</sup> Ebd., S. 7

Wohnzimmer mit Couchgarnitur und gestickter Tischdecke strahlt kleinbürgerliche Behaglichkeit aus. Trotz gelegentlicher Zusammenstöße in den beengten Verhältnissen haben die Mieter ihre Gemeinschaft dringend nötig. Die Wohnung ist nicht nur eine preisgünstige Bleibe, sie fungiert auch als heimatliches Territorium.

Für Alice, die die Wohngemeinschaft eines Tages verläßt, „hatte die Stadt viele Gesichter“<sup>261</sup>. Sie bemerkt scharfkantige Konturen von Häusern, beobachtet spielende Kinder, herumstreunende Katzen, eine vorbeihuschende Ratte, müde Gestalten, weihnachtliche Dekorationen hinter hell erleuchteten Fenstern in einem Villenviertel. Da sie anscheinend ziellos umhergeht, kommen ihr bestimmte Gegenden völlig fremd vor und andere so, als habe sie sie schon viele Male gesehen. „Aber zugleich war es, als sähe sie alles auf neue Art.“<sup>262</sup> Alice entrückt der Wirklichkeit der Stadt, die sie nur noch schemenhaft wahrnimmt.

Die Protagonisten in *Unter dem Namen Norma* werfen einen recht nüchternen Blick auf ihr Viertel. Sie registrieren die raschen Veränderungen. Im Straßenverkehr führen die nun fehlenden Autos der Marke Trabant dazu, daß sich das Tempo in den Worten von Max „zur absolut bescheuerten Raserei“<sup>263</sup> entwickelt und daß die Überquerung von Fahrdämmen zur Mutprobe gerät. Sie studieren „die altmodische Fassade eines dunkelroten Hauses mit hohen Giebeln und Fenstern, an denen sich niemand zeigte, als hätte der Historismus seiner Formen dieses Bauwerk in eine Theaterkulisse verwandelt, täuschend echte Darstellung eines Wohnhauses von großer Behaglichkeit.“<sup>264</sup> Der Asphalt ist an vielen Stellen geflickt. Alte Mauern zerbröckeln und bezeugen die Gegenwart. Seit der Wende sind bisher nur wenige Fassaden frisch verputzt und ein paar neue Firmenschilder angebracht worden. Manche Häuser sehen so aus, „als stützten sie sich gegenseitig, als seien sie in gemeinsamem Verfall miteinander verwachsen [...]“<sup>265</sup> Die Nebenstraßen wirken schäbig und lichtarm wie eh und je und geben Marianne und Max Anlaß zu literarischen Reminiszenzen, die geradlinig zum Berlindiskurs des Jahres 1929 leiten. „Diese Gegend schwingt allmählich zurück in das angestammte Milieu, Strich und Kneipen und großstädtische Unterwelt. - Sozusagen nachgewachsen aus dem Patientenkreis des Doktor Döblin? Wie denn? Auch das Elend ist nicht mehr das, was es einmal war [...]“<sup>266</sup>

Ähnlich wie bei Königsdorf ist der Handlungsort Berlin im *Zimmerspringbrunnen* auf einen nicht näher bezeichneten Bezirk Ostberlins begrenzt. Der Protagonist sieht - je nach seiner

---

<sup>261</sup> Ebd., S. 159

<sup>262</sup> Ebd., S. 162

<sup>263</sup> B. Burmeister: *Unter dem Namen Norma*, S. 76

<sup>264</sup> Vgl. ebd.

<sup>265</sup> Ebd., S. 272

<sup>266</sup> Ebd., S. 77

seelischen Verfassung - seine Neubauwohnung als „Zellentrakt“<sup>267</sup>, aber auch als Tier: „Das aufgeklappte Maul der Tür - und hinein, ins dunkle Innere. Der lange Flur - die Speiseröhre, die dich verschlingt. Fenster, trübe Augen, die den Blick nach draußen kaum freigeben. Die Rohre sind Adern; Därme die Abflußrohre, ingrimmig glucksend ...“<sup>268</sup> Seinen Hobbyraum stellt sich Lobek als „das geistige Schaltzentrum“<sup>269</sup> vor. Die baulichen Mängel der Wohnung erträgt er mit Fassung, da sich seine vorherige Wohnung am Prenzlauer Berg in erheblich schlechterem Zustand befunden hatte. Die gravierenden Sanierungsprobleme in den Mietshäusern seines Bezirks sind ihm aus seiner Zeit als Sachbearbeiter bei der KWV bekannt. Die berechtigten Reklamationen der Mieter versah er ausnahmslos mit Dringlichkeitsvermerken der höchsten Stufe, was in der damaligen Praxis bedeutete, daß die Mieter ‚nur‘ ein Jahr warten mußten, bis Reparaturen ausgeführt wurden. Lobek, der Erzähler, berichtet fast beiläufig über die damaligen Wohn- und Lebensbedingungen in Berlin und verzichtet auf kritische Kommentare. Ein paar Jahre nach der Wende scheinen die Widrigkeiten des Alltags bei den Betroffenen sogar in Vergessenheit zu geraten oder infolge der bereits beschriebenen Ostalgie schöngefärbten Erinnerungen Platz zu machen.

Ostberlin ist zwar Lobeks vertrautes Terrain; er hat sich jedoch im Laufe seines Arbeitslosendaseins vollständig aus der Stadt und auch aus seinen sozialen Kontakten zurückgezogen und nimmt die Veränderungen in seinem Viertel lediglich aus dem Küchenfenster blickend als trostlose Neubaulandschaft wahr. Bei seiner Stellensuche kommt seiner detaillierten Ortskenntnis eine nicht vorhersehbare Bedeutung zu: sie hebt seinen Wert als Außendienstler der Firma PANTA RHEIn.

Kontrastreich gegeneinander abgesetzt sind die Lebensräume, die für Lobek wichtig sind. Die Wohnung stellt für ihn einen eingrenzenden und eingegrenzten Bereich dar, der ihm sowohl Schutz bietet als auch die Gefahr der Isolation birgt. Sein mehrtägiger Aufenthalt in der Bahnhofshalle ist ein Zeichen für sein zeitweiliges Unbehaustsein am Ende. Der Bahnhof ist Sinnbild eines transitorischen Raumes. Er birgt Möglichkeiten, neue Wege einzuschlagen. Ob Lobek davon Gebrauch machen wird, bleibt offen.

Während die handelnden Personen in den Romanen der ostdeutschen Autoren alle in Ostberlin ansässig sind, kommt der Ich-Erzähler der *Johannisnacht* aus der ehemaligen Bundesrepublik. Er reist für ein paar Tage von München nach Berlin und nimmt die Stadt mit dem Blick des Besuchers wahr. Er kennt sich jedoch durch frühere Aufenthalte gut aus. In der Art eines Ethnologen registriert er den Alltag, die Kleidung der Leute, die Farben der

---

<sup>267</sup> J. Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen*, S. 13

<sup>268</sup> Ebd., S. 13f.

<sup>269</sup> Ebd., S. 14

Fahrräder, die Gerüche in Hausfluren, den Straßenbau, die Häuser, und er stellt Vergleiche an, zum einen zwischen Ost- und Westberlin, zum anderen zwischen dem vereinigten Berlin und München.

Daß die Unterschiede zwischen Ost- und Westberlin längst verschwunden seien, wie sein Berliner Freund Kubin behauptet, kann der Protagonist nicht nachvollziehen. Für ihn gibt es noch viele Merkmale, die auf den Zustand vor der Wende hinweisen: Neubauten z. B., die nach dem Krieg entstanden sind, heben sich eindeutig voneinander ab: die in Ostberlin mit „kieselig graubraunen Wänden, die aber dennoch besser aussahen als die schwarzverdreckten Nacktbetonbauten im Westen der Stadt.“<sup>270</sup> In der Frankfurter Allee geht er auf einen Campingwagen zu, vermutlich ein bulgarisches oder armenisches Modell, das zu einem Imbißstand umgerüstet worden ist. Der Protagonist bestellt sich eine Currywurst : „eine echte ostdeutsche, das Ketchup gut angewärmt und mit reichlich Curry.“<sup>271</sup> Er wird gefragt, wo ‚von drüben‘ er denn komme: „München, sagte ich, aber ich denke, drüben gibts nicht mehr. - Det jloben nur Sie. Jehen Se mal aufs Klo, können Sie sehen, wie sehr et noch drüben jibt. Echtes Ostklo. Bleirohre vom Russen jeklaut. Jetzt sind det Rohre aus Plaste.“<sup>272</sup>

Bei seinen Fahrten und Gängen durch die Stadt gerät er auch an die ehemalige Grenze. Von den Zäunen und Selbstschußanlagen ist nichts mehr zu sehen, aber die ehemaligen Abfertigungshallen erinnern noch an die langwierige Prozedur beim Grenzübertritt. In der Magdalenenstraße sieht er die mit Farbe überstrichenen, aber noch erkennbaren Buchstaben HO über einigen Geschäften und stellt nachdenklich fest, daß er nicht mehr weiß, ob HO die Abkürzung für Handelsorganisation ist.<sup>273</sup> Die Beobachtung der baulichen und atmosphärischen Veränderungen ist ein alle Texte verbindendes Merkmal. Die Zeichen vom sozialistischen Alltag sind zwar noch sichtbar, aber schon nach wenigen Jahren nicht mehr lesbar. Während einer Fahrt zum Potsdamer Platz beklagt sich ein Taxifahrer beim Protagonisten, daß sich dort nun ein See befände, „eine riesige Baugrube, mit Schwimmbagger, Schuten und zwei Schleppern“<sup>274</sup>, was zu einem andauernden Verkehrschaos führe, das Aggressionen auslöse. Die Stadt sei vor zwanzig Jahren „ein Sozialbiotop (gewesen; G.K.), ummauert und gut bewacht. Jetzt kommen all die Jungs her, die ne schnelle Mark machen wollen.“<sup>275</sup> Die Meinungen, die der Erzähler über Berlin zu hören bekommt, weichen stark voneinander ab. Für seinen Freund Kubin steht fest: „Berlin ist dicke Provinz.“<sup>276</sup> Der Erzähler selbst enthält

---

<sup>270</sup> Ebd., S. 42

<sup>271</sup> Ebd., S. 43

<sup>272</sup> Ebd., S. 45

<sup>273</sup> U. Timm: *Johannisnacht*: vgl. S. 43

<sup>274</sup> Ebd., S. 18f.

<sup>275</sup> Vgl. ebd., S. 19

<sup>276</sup> Ebd., S. 46

sich einer Antwort, aber die vielfältigen Erlebnisse und Begegnungen während seines kurzen Aufenthaltes lassen auch eine andere Einschätzung zu. Berlin ist wieder auf dem Wege zu einer modernen Großstadt, wenn diese auch nicht mit dem Erlebnisort zu vergleichen ist, der zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von Georg Simmel als „ein Ort äußerster Stimulation“ beschrieben wird, der die „Steigerung des Nervenlebens“ bewirkt. Auch das Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre, ein Topos der literarischen Moderne, ist mit der Stadt nach der Wende nicht zu vergleichen, da viele Voraussetzungen fehlen, die wohl auch in Zukunft nicht wieder entstehen können. Parks, Boulevards und konzentrisch angelegte Plätze, Cafés, Lokale und Variétés waren in der damaligen Zeit Orte, an denen man sich begegnete und vor allem auch die Bereitschaft und die Zeit dafür aufbrachte.

Nimmt man als Beispiel dagegen den Protagonisten in *Johannisnacht*, so ist schon seine Ausgangslage eine andere. Er ist nicht in Berlin, um sich die Zeit zu vertreiben oder sich zu amüsieren, sondern um für eine Abhandlung Literatur zu recherchieren. Daß er dabei auch ganz anderen Beschäftigungen nachgeht, nimmt er gern in Kauf, da es sich eher zufällig ergibt. Insofern erliegt er doch den Verlockungen und Verwirrungen der Großstadt, die er dann - sozusagen durch eine Hintertür - fluchtartig verläßt.

Nur in den Romanen von Maron und Burmeister spielen Kneipen als Ort zur Kontaktpflege eine wichtige Rolle. In *Stille Zeile Sechs* bezeichnet Rosalinds Freund die Kneipe als „Hort der Freiheit schlechthin.“<sup>277</sup> „Die Kneipe war, profan und geheimnisvoll zugleich, eine Gegenwelt, ein Orkus, wo andere Gesetze galten und ein urbanes Naturrecht herrschte. Wer das Kneipenreich betrat, entzog sich der Schwerkraft der Oberwelt und fügte sich einer anderen Ordnung.“<sup>278</sup> Das Naturrecht ist im rechtsphilosophischen Sinne für alle Zeiten gültig und von Raum und Zeit unabhängig.<sup>279</sup> Die Erzählerin möchte indessen deutlich machen, daß dieses Recht, das sie mit dem Zusatz „urban“ klassifiziert, auf den Stadt- und Kneipenraum anwendbar ist, der von ihr und ihren Freunden wie ein exterritoriales Schutzgebiet angesehen wird. Man trifft dort Gesinnungsgenossen, mit denen man ohne Angst vor Repressalien diskutieren kann. Die Kneipe fungiert für die Besucher als Ort der Geborgenheit und auch als Abgrenzung. Sie dient im Text zugleich als Bezugsrahmen, in dem die Themen des Romans auf einer Reflexionsebene wieder aufgenommen werden.

Die in den Texten beschriebenen Spaziergänge vermitteln aufschlußreiche Stadtansichten, die häufig mit historischen oder politischen, seltener mit städtebaulichen Aspekten assoziiert werden. Mit der literarischen Figur des Flaneurs, der seit Charles Baudelaire, Franz Hessel,

---

<sup>277</sup> M. Maron: *Stille Zeile Sechs*, S. 171

<sup>278</sup> Ebd., S. 172

<sup>279</sup> Vgl. C. Creifelds: *Rechtswörterbuch*, S. 855

Walter Benjamin, um nur die bedeutendsten zu erwähnen, zur Stadtwahrnehmung gehört, hat der Spaziergänger im heutigen Berlin-Roman wenig gemein. Es wäre eine spannende Aufgabe, die im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden kann, die zugrunde liegenden Ursachen herauszuarbeiten.

## 7. Schluß

Der Fall der Mauer als sichtbares Zeichen der politischen Veränderung in Deutschland wurde über die Medien weltweit verbreitet. Die Bildreportagen waren und sind als Informationsquelle unverzichtbar. Sie haben vielleicht zu der Hoffnung beigetragen, die entsprechend beeindruckende und vor allem rasche Umsetzung in Literatur zu erwarten. Damit verbunden scheint auch die Vorstellung der Literaturkritik zu sein, der neue Stoff könne zu innovativen Schreibweisen im Genre des Großstadtrromans führen.

Es ist nicht zwingend, aber doch wahrscheinlich, daß der Handlungsort eines solchen Romans Berlin sein könnte. Damit würde an die literarische Tradition der Weimarer Republik angeknüpft und zugleich der berühmteste Roman der Zeit, *Berlin Alexanderplatz*, als Maßstab und Vergleich für die nach der Wende erschienenen Berlin-Romane genommen. Walter Benjamins Rezension des Döblinschen Romans war unter der Überschrift „Krisis des Romans“<sup>280</sup> erschienen, ein deutliches Indiz für bereits Ende der zwanziger Jahre einsetzende Überlegungen, ob das Genre weiterhin entwicklungsfähig sei. Auch nach dem Erscheinen von Joyces *Ulysses*, von Kafkas *Schloß*, des Nouveau Roman oder den experimentellen Werken der Postmoderne kursierte das Schlagwort vom ‚Tod des Romans‘. Der Begriff der literarischen Gattung ‚Roman‘ wird in der neueren Erzählforschung von manchen Literaturwissenschaftlern mittlerweile als untauglich empfunden. Gérard Genette z.B. ersetzte ihn durch „Architextualität“.<sup>281</sup> Unabhängig davon, ob man den Begriff für geeigneter hält oder nicht, zeigen sowohl die in dieser Arbeit ausgewählten wie eine ganze Reihe weiterer Romane, daß die Gattung lebendig geblieben ist, da Lesen und episches Erzählen - ungeachtet der anscheinend nicht mehr entwicklungsfähigen ästhetischen und poetologischen Konzepte - auch im Medienzeitalter nicht überflüssig geworden sind.

Mit Berlin als literarischem Topos hat man sich zehn Jahre nach der Wende auf einer Tagung des Instituts für deutsche Literatur der Humboldt-Universität und der Literatur-Werkstatt Berlin/Pankow beschäftigt. In den Beiträgen<sup>282</sup> wird übereinstimmend festgestellt, daß die politischen Veränderungen bisher noch nicht dazu geführt haben, in Berlin wieder eine literaturfähige Metropole zu sehen, welche die Bedeutung der Literatur der Weimarer Republik erreicht.

---

<sup>280</sup> Zitiert nach C. Schärf: *Der Roman im 20. Jahrhundert*, S. 17

<sup>281</sup> Ebd., Einleitung, S. XIV

<sup>282</sup> E. Schütz, J. Döring (Hrsg.): *Text der Stadt - Reden von Berlin. Literatur und Metropole seit 1989*.

Von Robert Gernhardt ist kürzlich der Gedichtzyklus *Berliner Zehner* erschienen. In diesen Hauptstadtgedichten wird ironisch und variantenreich der Frage nach dem Hauptstadtroman nachgegangen:

Berliner! Es steht ein Problem im Raum.  
Die Hauptstadt ist da. Der Roman bleibt ein Traum,  
wenn der Zufall Regie führt und nicht ein Plan:  
wer schreibt ihn denn nun, diesen Hauptstadtroman?<sup>283</sup>

Über die Ursachen für das Ausbleiben eines solchen Romans werden seit einigen Jahren immer wieder Vermutungen angestellt. Thomas Steinfeld vertritt folgende Ansicht: "Da Darstellung von Urbanität nicht mehr stattfindet, erscheinen Arbeiten über die ‚Unwirklichkeit der Städte‘<sup>284</sup> - also darüber, ob es den Gegenstand, den man in den letzten Jahren diskutiert hat, überhaupt (noch) gibt."<sup>285</sup> Michael Bienert hat seine Abhandlung *Die eingebildete Metropole* vor der Wende geschrieben. In einem Nachwort, das er 1992 anfügte, erhebt er den Vorwurf, daß die Stadt Berlin mit der gründlichen Beseitigung der Mauer ihre markante städtebauliche Struktur einfach zerstört habe und äußerst fahrlässig mit dem Erbe einer Geschichtsepoche umgegangen sei.<sup>286</sup> Ob diese Tatsache Auswirkungen auf noch zu schreibende Berlin-Romane hat, erscheint äußerst fraglich. Wenn man längere Abschnitte der Mauer aus historischen Gründen stehen ließe, damit sich Berlin seiner Identität sicher sein könnte, würde vermutlich genau das verhindert, was Willy Brandt nach dem Mauerfall mit dem visionären Satz vom „Zusammenwachsen und Zusammengehören“ beschwor. Tatsächlich ist dieser Prozeß in den letzten zwölf Jahren erheblich langsamer vorangekommen, als man gehofft hatte. Ein klares Indiz hierfür sind z.B. die in Ost- und Westberlin stark voneinander abweichenden Ergebnisse zur Wahl des Abgeordnetenhauses im Oktober 2001. Das Resultat ist zwar in erster Linie ein politisches, überrascht jedoch nicht, wenn man bedenkt, - so jedenfalls analysiert der Historiker Paul Nolte - daß "Berlin seit weit über hundert Jahren eine sozial gespaltene Stadt gewesen ist [...] und sich eine scharfe soziale Segregation zwischen bürgerlichen und proletarischen Wohnvierteln herausbildete, die sich räumlich als Gefälle von West nach Ost manifestierte."<sup>287</sup> Das Wahlergebnis zeigt in einem weiter reichenden Sinn aber auch die gegenwärtigen Hoffnungen und Enttäuschungen der Berliner, die vierzig Jahre der Teilung noch nicht überwunden haben. Grundlage für ein gedeihliches Zusammenwachsen wären gleichberechtigte Positionen von Ost- und Westberlin. Stattdes-

<sup>283</sup> R. Gernhardt: *Berliner Zehner. Hauptstadtgedichte*, S. 15

<sup>284</sup> K. R. Scherpe (Hrsg.): *Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne*.

<sup>285</sup> T. Steinfeld: Die Metropole. Letzte Beschworung. In: *In der großen Stadt*, S. 173

<sup>286</sup> M. Bienert: *Die eingebildete Metropole*, S. 214

<sup>287</sup> vgl. P. Nolte: Schaut auf diesen Riß. Ost-Berlin gehört immer noch nicht zum amerikanischen Sektor. In: *FAZ* (31.10.2001). S. 45

sen bewirkt der häufig unsensibel agierende Westen, daß der Osten sich in mancher Beziehung als ‚kolonisiert‘ empfindet - eine Reaktion, die nicht nur für Berlin sondern für die ehemalige DDR insgesamt zutrifft.

In Timms *Johannisnacht* kommt das Berliner Ost-Westgefälle inhaltlich am deutlichsten zum Vorschein. Die Erzählweise ist ebenfalls darauf abgestimmt. Bei der Beschreibung der ‚kolonialen Verhältnisse‘ durch den aus dem Westen kommenden Erzähler greift Timm auf traditionelle Muster zurück, während er in einer Montage- und Schnittechnik einzelne Episoden ein- oder ausblendet und sich damit moderner Erzählweisen bedient.

Peter Sloterdijk hat in der Reihe ‚Berliner Lektionen‘ 1997 in seiner Rede *Der starke Grund, zusammen zu sein* danach gefragt,

was es bedeute, daß in der deutschen Sache zusammenwachsen werde, was zusammengehört - nachdem doch dieses politische Etwas sich ein halbes Jahrhundert lang so spürbar auseinandergehört hatte und gegeneinander gewachsen war. [...] Möglicherweise seien es Effekte von umfassenden psychoakustischen Inszenierungen, durch die allein tatsächlich zusammenwachsen kann, was sich zusammenhört, was sich zusammen liest, was sich zusammen fernsieht, was sich zusammen informiert und aufregt.<sup>288</sup>

Die Fragestellung bezieht Sloterdijk zwar auf „die Nation als eine Hörgemeinschaft oder ein gemeinhöriges Kollektiv“. Sie ist indessen ebenso auf die Bevölkerung im vereinten Berlin zutreffend und führt hier noch einmal zur Wahrnehmung großstädtischen Lebens nach der Wende. In dem Maße, wie das Leben in vielen Bereichen dem Wandel unterworfen ist, scheint sich der literarische Topos Großstadt zu verändern und eher anti-urbane Züge anzunehmen. Während er in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts das Verhältnis des Individuums zur Komplexität und Anonymität der modernen Stadt enthielt, die z.B. im Expressionismus außerdem eine Chiffre für Bedrohung und Lebensangst war, erscheint in Berlin-Romanen der Nachwendezeit - das trifft im besonderen für *Im Schatten des Regenbogens*, *Unter dem Namen Norma* und *Der Zimmerspringbrunnen* zu - eine Tendenz, bei der die Stadt für die Bewohner durch veränderte urbane Lebensbedingungen gekennzeichnet ist. Nicht mehr das Flair oder das vielfältige Angebot wirken reizvoll, sondern stark eingegrenzte Bereiche in der großen Stadt sind für die Menschen von Bedeutung: die Wohnung, das Mietshaus, die Straße, die Kneipe, der Kiez. Sie vermitteln Gefühle der Solidarität und Zugehörigkeit. Deutliche Erinnerungen an frühere Lebensgewohnheiten, Pflichten, aber auch an gegenseitige Hilfe stärken das Bewußtsein, zu einer Gesellschaft gehört zu haben, die es nicht mehr gibt, und lassen ein neuartiges Heimatgefühl entstehen. Der Einzelne sucht und findet, wenn er es anstrebt, Kontakte zu Gemeinschaften, wie sie früher in ähnlicher

---

<sup>288</sup> P. Sloterdijk: *Der starke Grund, zusammen zu sein*. In: *Die Zeit, Dossier* (2.1.1998). S. 9-11

Form in ländlichen Umgebungen üblich waren und in der Heimatliteratur zu Beginn des vorigen Jahrhunderts thematisiert wurden. In einem Rückgriff auf die damalige Heimatliteratur werden heute zwar nicht mehr die Gegensätze zwischen Großstadt und Land literarisch dargestellt, wohl aber zwischen vorstädtischen Wohngebieten, die aus den umliegenden einstigen Dörfern entstanden sind, und anonymen Großstadtzentren. Deren städtebauliche und wirtschaftliche Strukturen sind einander weltweit ähnlich und im Grunde austauschbar geworden. Sie machen in dieser Form der Globalisierung dem Menschen eine Identifikation mit dem eigenen Lebensraum schwer, wenn nicht gar unmöglich.

Das erwartete ‚Neue‘ im Wenderoman kann man in der Thematisierung von Heimat und Heimatgefühlen sehen, die sich auf die Großstadt beziehen. Es bleibt abzuwarten und zu beobachten, ob und wie sich die Entwicklung in den nächsten Jahren fortsetzen wird.

## 8. Literaturverzeichnis

### 8.1. Behandelte Wenderomane

Maron, Monika: Stille Zeile Sechs. Roman. Frankfurt 1991.

Königsdorf, Helga: Im Schatten des Regenbogens. Roman. Berlin und Weimar 1993.

Burmeister, Brigitte: Unter dem Namen Norma. Roman. Stuttgart 1994.

Sparschuh, Jens: Der Zimmerspringbrunnen. Ein Heimatroman. Köln 1995.

Timm, Uwe: Johannisnacht. Roman. Köln 1996.

### 8.2. Weitere Quellen

Askan, Katrin: Aus dem Schneider. Roman. Berlin 2000.

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers. Bibeltext in der revidierten Fassung. Stuttgart 1984.

De Bruyn, Günter: Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten. Frankfurt a.M. 1991.

Ders.: Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie. Frankfurt a.M. 1995.

Burmeister, Brigitte: Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde. Ein kleiner Roman. Berlin (DDR) 1987. (Lizenzausgabe: Darmstadt 1988.)

Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Bd. 1. (1916-1917 [1915-1917] ). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1933 [1932] ), 27. Vorlesung: Die Übertragung, S. 415 - 430. Frankfurt a.M. 1969.

Gernhardt, Robert: Berliner Zehner. Hauptstadtgedichte. Zürich 2001.

Kessel, Martin: Herrn Brechers Fiasko. Roman. Frankfurt a.M. 2001.

Kirsch, Sarah: Erdreich. Gedichte. Stuttgart 1982.

Königsdorf, Helga: Aus dem Dilemma eine Chance machen. Reden und Aufsätze. Hamburg 1991.

Dies.: Unterwegs nach Deutschland. Über die Schwierigkeit, ein Volk zu sein: Protokolle eines Aufbruchs. Reinbek 1995.(rororo aktuell)

Maron, Monika: Ich war ein antifaschistisches Kind. In: Monika Maron: Nach Maßgabe meiner Begreifungskraft. Artikel und Essays. Frankfurt a.M. 1993, S.9-28.

Dies.: Animal triste. Roman. Frankfurt a.M. 1996.

Dies.: Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte. Frankfurt a.M. 1999.

Mitscherlich, Margarete/Burmeister, Brigitte: Wir haben ein Berührungstabu. Hamburg 1991.

Morshäuser, Bodo: Die Berliner Simulation. Erzählung. Frankfurt a.M. 1983.

Müller, Heiner: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Köln 1992.

Noteboom, Cees: Allerseelen. Roman. Frankfurt 1999.

Schlesinger, Klaus: Trug. Roman. Berlin 2000.

Schneider, Peter: Eduards Heimkehr. Roman. Berlin 1999.

Shakespeare, William: A Midsummernight's Dream. In: The Riverside Shakespeare. Textual Editor: G. Blakemore Evans. Boston 1974, S. 222-249.

Ders.: William: Ein Sommernachtstraum, übs. von Erich Fried. In: William Shakespeare: 27 Stücke. Hrsg. von Friedmar Apel. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1995, S. 263-310.

Ders.: Der Sommernachtstraum. In: Sämtliche Werke. Übs. von A. W. Schlegel. Bd. 4, Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien (o. J.) S. 287-326.

Ders.: Ein St. Johannis Nachts-Traum, übs. von Christoph Martin Wieland. In: William Shakespeare: Theatralische Werke in 21 Einzelbänden. Bd. 1. Hrsg. von Hans u. Johanna Radspieler. Zürich 1993.

Timm, Uwe: Rot. Roman. Köln 2001.

Wolf, Christa: Was bleibt. Berlin/Weimar 1990.

### 8.3. Kritische Literatur

Ahrndt, Mareile: Großstadt-Symphonie. Durchkomponiert: Andrej Belyjs Roman "Petersburg" erscheint erstmals in adäquater Übersetzung. In: *Financial Times Deutschland* (12.10.2001), S. 5.

Anz, Thomas (Hrsg.): Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinten Deutschland. München 1991.

Bausinger, Hermann: Heimat und Identität. In: Heimat. Sehnsucht nach Identität. Hrsg. von Elisabeth Moosmann. Ästhetik und Kommunikation. Berlin 1980, S. 13-29.

Becker, Sabina: Urbanität und Moderne. Studien zur Großstadtswahrnehmung in der deutschen Literatur 1900-1930. St. Ingbert 1993.

Bienert, Michael: Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik. Stuttgart 1992.

Biermann, Wolf: Nur wer sich ändert, bleibt sich treu. In: *Die Zeit* (24. 8.1990). S.43f.

Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hrsg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen 1985.

Burmeister, Brigitte: Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen. In: *Sinn und Form* 46, 1994, S. 648-654.

Dies.: Streit um den Nouveau Roman. Eine andere Literatur und ihre Leser. Berlin (DDR). 1983.

Cosentino, Christine: Ostdeutsche Autoren Mitte der neunziger Jahre: Volker Braun, Brigitte Burmeister und Reinhard Jirgl. In: *The Germanic Review*, Volume 71, Number 3, Summer 1996, S. 177-194.

Cramer, Sybille: Deutsche Zustände und die offenen Felder im Gefüge der Gegenwart. In: *Süddeutsche Zeitung* (5.10.1994), S. L 9.

Gromer, Ulrike: Keine Brücke mehr zur „Stillen Zeile“. In: *Neues Deutschland* (24.1.1992), S.6.

Harpprecht, Klaus: Im Niemandsland. Die Crux der Ex-DDR ist ihre geistige Heimatlosigkeit. In: *Die Zeit* (10.9.1998), S. 48.

Janssen-Zimmermann, Antje: Für Unentschiedenheit. Monika Marons Roman ‚Stille Zeile Sechs‘ und der Streit um das Erbe. In: *Neue Deutsche Literatur*, 40 (1992) 475, S. 165-171.

Klotz, Volker: Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin. München 1969.

Königsdorf, Helga: Deutschland, wo der Pfeffer wächst. Ein Beitrag zur Diskussion um die Literatur der DDR und ihre Autoren. In: *Die Zeit* (20.7.1990), S.49.

Kumpfmüller, Michael: Der ganz große Stoff. Wo bleibt der Roman zur Einheit? In: *Süddeutsche Zeitung* (30.9.2000), S. 17.

Lee, Hyunseon: Geständniszwang und ‚Wahrheit des Charakters‘ in der Literatur der DDR. Stuttgart 2000.

LCB - Literarisches Colloquium im Deutschlandfunk (27.5.2001). Teilnehmer: Uwe Timm, Ulrich Greiner, Martin Hielscher, Moderation: Liane Diercks. (Eigene Transkription nach Radiosendung).

Neff, Kurt (Hrsg.): Plädoyer für eine neue Literatur. Mit Beiträgen von Wladimir Weidlé, Nathalie Sarraute, Michel Butor, Alain Robbe-Grillet, Gustave Flaubert. München 1969, S. 209-223.

Nolte, Paul: Schaut auf diesen Reiß. Ost-Berlin gehört immer noch nicht zum amerikanischen Sektor. In: *FAZ* (31.10.2001), S.45.

Sauder, Gerhard: Erzählte ‚Wende‘: Formen und Tendenzen der ‚Wendeliteratur‘. In: *STUDIA NEMCOZNAWCZE*; Warszawa 2000, tom. XIX, S. 291-305.

Scherpe, Klaus R.: Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne. Reinbek 1998.

Schirmmacher, Frank: Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten. In: *FAZ* (2.6.1990). Zitiert nach: Thomas Anz (Hrsg.): Es geht nicht um Christa Wolf. München 1991, S.77- 89.

Schütz, Erhard u. Döring, Jörg (Hrsg.): Text der Stadt - Reden von Berlin. Literatur und Metropole seit 1989. Berlin 2000.

Sloterdijk, Peter: Der starke Grund, zusammen zu sein, in: *Die Zeit* ( 2.1.1998), S. 9-12.

Steinfeld, Thomas: Die Metropole. Letzte Beschwörung. In: Thomas Steinfeld/Suhr, Gudrun (Hrsg.): In der großen Stadt. Frankfurt a.M. 1990, S.173-189.

Thiele, Eckhard: Ungeliebte Erbschaften. In: Text und Kritik. Sonderband Literatur in der DDR, Göttingen 1991, S. 258-266.

Thierse, Wolfgang: Helden aus Verzweiflung. Die DDR - eine Geschichte der enttäuschten Hoffnungen. In: *FAZ* (7.10.1999) S.14.

Timm, Uwe: Erzählen und kein Ende. Versuche zu einer Ästhetik des Alltags. Köln 1993.

Wehdeking, Volker: Die deutsche Einheit und die Schriftsteller. Literarische Verarbeitung der Wende seit 1989. Stuttgart/Berlin/Köln 1995.

Wesen und Wandel der Heimatliteratur. Am Beispiel der österreichischen Literatur seit 1945. Ein Bonner Symposium. Hrsg. von Karl Konrad Polheim. Bern/ Frankfurt am Main/New York/Paris 1989.

#### 8.4. Nachschlagewerke, Lexika und Dokumentationen

Creifelds, Carl: Rechtswörterbuch. München 1995.

DDR-Handbuch. Hrsg. vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen. 2 Bde. Bonn 1985.

- 
- Emmerich, Wolfgang: Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuauflage. 2. Aufl. Leipzig 1997.
- Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart. Hrsg. von W. Barner. München 1994.
- Lexikon der Antike. Hrsg. von Johannes Irmscher. Leipzig 1972.
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. München 2000.
- Neues Forum Leipzig: Jetzt oder nie - Demokratie! Leipziger Herbst ,89. Leipzig 1989.
- Reallexikon der Literaturwissenschaft ff. Berlin/New York 2000.
- Schärf, Christian: Der Roman im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2001.
- The Oxford English Dictionary. First Edited by A.H. Murray et al. Second Edition Prepared by J.A. Sempson & E.S.C. Weiner. Oxford 1989. Vol. II, S. 574.
- Wörterbuch der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Claus Träger. Leipzig 1986.
- Wolf, Birgit (Hrsg.): Sprache in der DDR. Ein Wörterbuch. Berlin/New York 2000.